

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Bild: «Ich und das Dorf» von Marc Chagall.
Ausstellung «Chagall – Meister der Moderne» bis 8. Mai 2013 im Kunsthaus Zürich.

Quelle: ocad123 auf Flickr

- **Über die Bedeutung der Vermittlung von Erfahrungswissen von Bäuerin und Bauer zu Bauer und Bäuerin.** Veronika Bennholdt-Thomsen. Seite 3
- **Kulturkampf um den Landbau der Schweiz.** Nikola Patzel. Seite 6
- **Lills Pflug.** Jakob Frei. Seite 10
- **Idealismus im Kleinen, Desillusionierung im Grossen.** Markus Schär. Seite 12
- **Bedingungsloses Grundeinkommen und Landwirtschaft.** Sandra Ryf. Seite 16
- **Von zweierlei Äpfeln – produzierten und gewachsenen.** Jakob Weiss. Seite 18
- **Dorti Frischknecht-Schaufelberger – aus dem Leben einer langjährigen Biobäuerin.** Claudia Capaul. Seite 20
- **«Das Evangelium in Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse lesen».** Lukas Schwyn. Seite 23
- **Bäuerliche Spiritualität.** Workshop-Gruppe. Seite 24
- **Eine «Wissensteilet» der besonderen Art.** Markus Lanfranchi. Seite 26

Foto: Maria Jakob



Markus Schär. Auf die Gefahr hin, dass der Vergleich trotz eines Quäntchens Ironie vermissen sein könnte: Was das *World Economic Forum* (WEF) in Davos für die Geld- und Machtmenschen ist, ist der Mösberg für die gestandenen (und einige neue) Mitglieder und Nahestehende des Bioforums. Nicht, dass hier hinter verschlossenen Türen, die von Sicherheitsleuten bewacht werden, millionenschwere Bio-Deals eingefädelt würden. **Aber wie beim WEF ergibt sich der besondere Reiz des Mösberg Gesprächs aus der alljährlichen Zusammenkunft von Menschen mit ähnlichen Interessen an einem erhabenen Ort – dem Spirit of Mösberg, quasi.** Vom Biobauern und der Biobäuerin über den Biofarmberater und Produktmanager, die Bioschwand-Schülerin, den Selbstversorger, die Kunstschaffende, die Psychologin, die Kulturanthropologin bis hin zur Bildmacherin waren Menschen zugegen, die sich mit Herzblut für die Sache des Biolandbaus im weitesten Sinn einsetzen. Doch trotz des Engagements für die «gemeinsame Sache» geht es auf dem Mösberg nicht nur harmonisch oder einvernehmlich zu und her. Die Biobewegten haben je nach Herkunft, Alter, beruflicher Tätigkeit und politischer Orientierung zum Teil unterschiedliche Ansichten darüber, wohin die Reise mit dem Bio-Böötli gehen soll. Während Coop anlässlich des 20-jährigen Naturaplan-Geburtstags «Bio» als «Konsumentenhaltung, losgelöst von ideologischen Färbungen» feiert, ist von dieser kommerziell motivierten Begriffsreduktion – «Bio» liesse sich einfach konsumieren und passe sich beliebig den Konsumentenwünschen an – auf dem Mösberg nicht viel zu merken. Und das ist gut so.

Anfangs Februar wurde auf dem Mösberg denn auch nicht über Wachstumsmärkte für Bioprodukte, sondern über bäuerliches Erfahrungswissen diskutiert. **Dieses Erfahrungswissen, so stellte sich heraus, besteht für**

etliche Teilnehmenden nicht einfach nur aus althergebrachten landwirtschaftlichen Methoden, Techniken und Rezepten, sondern liegt im Wesentlichen in einer geistigen Grundhaltung, die zu Kommerz und Business im Widerspruch steht. Es ist dies das Prinzip des «Leben Erhaltens und Förderns», von dem in K+P in verschiedenen Begriffsgewändern immer wieder die Rede ist. (In diesem Heft z.B. im Abschlussdokument der Workshop-Gruppe «Spiritualität und Ethik in der bäuerlichen Landwirtschaft».) Diese Haltung muss nicht unbedingt religiös begründet sein, sondern kann auch in der offensichtlichen, aber oftmals verdrängten Einsicht gründen, dass der «Krieg gegen die Natur», den wir heute als Gesellschaft führen, letztlich ein «Krieg gegen uns selber» ist. Ältere BionierInnen, die im Geist des «Leben Erhaltens und Förderns» landwirtschaftete(n), gaben auf dem Mösberg jüngeren BiolandwirtInnen in Ausbildung einen Einblick in ihre persönliche Geschichte, und sie versuchten, ihr bäuerliches Erfahrungswissen und ihre daraus destillierten Lebensweisheiten zu vermitteln.

Diese Erzählungen aus dem bäuerlichen Erfahrungsfundus hat die Jüngeren, die ihren Weg im Biolandbau noch vor sich haben, über weite Strecken bestimmt fasziniert. Veronika Bennholdt-Thomsen schreibt in diesem Heft: **«Die bäuerliche Kultur, das, was Bäuerinnen und Bauern in ihrem Umgang mit**

Natur erfahren, woraus sie folgerichtig lernen und was sie voll Hochachtung respektieren, bildet das Fundament der Agrikultur – in Europa wie anderswo.» Die kultur-geographische Kategorie (Europa – anderswo) könnte hier um die Alterskategorie (Alt – Jung) ergänzt werden. Denn wie die alten BionierInnen setzen sich auch junge «Bios», gerade auch solche ohne bäuerlichen Hintergrund, aufgrund ihres Drangs nach Unabhängigkeit, ihrer persönlichen Ethik, ihres ökologischen Bewusstseins und ihres Grundinteresses an den natürlichen Lebensprozessen mit der biologischen Landwirtschaft auseinander. Etliche Junge wollen zudem nicht einfach nur Knospe-Konsumenten oder -Produzentinnen sein, sondern wünschen sich eine bäuerliche Landwirtschaft im Sinne einer Agrikultur. (Über die Schwierigkeit, unter heutigen, hiesigen Umständen über eine solche angemessen und verständlich zu sprechen, schreibt Jakob Weiss in dieser Ausgabe.) Dennoch gibt es auch Trennendes zwischen den Bio-Generationen: Während manch ältere Bioniere und Bionierinnen gesellschaftspolitisch eher konservativ-religiös eingestellt sind, verstehen sich junge «Bios» vielfach als offener – beispielsweise, was Bewirtschaftungsformen, das soziale Zusammenleben oder die Geschlechterrollen anbelangt. Hier gälte es den Spiess des Erfahrungswissens umzudrehen, im Sinne von: **Auch die Alten können von den Jungen etwas «lernen».**

Bei all diesen Wissensvermittlungsbestrebungen sei die Frage erlaubt: Inwiefern können die wichtigen nicht-instrumentellen Aspekte von bäuerlichem Erfahrungswissen über eine Internetplattform, wie sie für *Farmerswiki* vorgesehen ist, vermittelt werden? Geht ein Teil des Wesentlichen – Feinheiten, wie etwas Gemeintes, Gespürtes, Gefühltes – beim Übersetzen in die Textform nicht verloren? Wie dem auch sei, für den «magischen Moment» der Vermittlung von bäuerlichem Erfahrungswissen gibt es hoffentlich weiterhin den Mösberg. ●

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Mösberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Mösberg. Bankleitzahl 630 500 00, BIC-Code SOLADES1ULM

Über die Bedeutung der Vermittlung von Erfahrungswissen von Bäuerin und Bauer zu Bauer und Bäuerin

Denkanstösse zum Verhältnis von bäuerlichem Erfahrungswissen und wissenschaftlichem Wissen von Veronika Bennholdt-Thomsen. Zu diesem Thema hielt die Soziologin und Ethnologin am Möschberg Gespräch im Februar 2013 das Eröffnungsreferat.

Veronika Bennholdt-Thomsen.

Gibt es einen Unterschied zwischen bäuerlichem Erfahrungswissen und sogenanntem wissenschaftlich bewiesenen Wissen? Die Antwort lautet ja. Und zwar liegt der Unterschied in der Weise, wie das eine und das andere Wissen bewertet werden. In unserer Gesellschaft und in der heutigen Zeit gilt das wissenschaftliche Wissen weit mehr als das Erfahrungswissen. Das ist ein Fehler. Der Meinung ist auch Alfred Haiger, inzwischen pensionierter Professor der Universität für Bodenkultur in Wien, wo er den Lehrstuhl für naturgemässe Tierzucht innehatte: «Noch in den 1960er Jahren war ich davon überzeugt, dass Pflanzen nur mit chemischem Dünger und Spritzmitteln richtig wachsen würden. Das hatte ich an der Universität so gelernt. Von den Bauern habe ich dann aber gelernt, dass die Chemie der falsche Weg ist. Dafür bin ich ihnen ewig dankbar.» Nur so konnte der Professor zu seiner zentralen wissenschaftlichen Erkenntnis gelangen, dass über eine gute Milchkuherde nicht der Zuchtbulle in der Besamungsstation entscheidet, sondern die Mutterkuh im eigenen Stall. Nur Bäuerin und Bauer wissen, welche ihrer Kühe und welcher Stiersohn sich zur Nachzucht eignen. Weil sie selbst gute Erfahrungen mit der betreffenden Kuh hinsichtlich der Lebensleistung an Milch haben; weil die betreffende Kuh umgänglich ist, und das auch von ihrem Stiersohn und dessen

Kuhtöchtern zu erwarten ist; weil die betreffenden Tiere an das Futter der Gegend sowie an das Gelände angepasst sind. Kurzum, Bäuerin und Bauer wenden ihr eigenes Erfahrungswissen an, statt den statistischen Zusicherungen und dem Foto des Stiers oder einiger seiner ausgewählten, herausgeputzten weiblichen Nachkommen im Besamungskatalog zu folgen. «So behalten die Bauern die Zucht selbst in der Hand. Ihre Kühe sind nicht schon nach zwei bis maximal drei Laktationen am Ende, wie bei den industriellen Züchtungen. Die Würde der Tiere wird bewahrt. Sie werden nicht mit importiertem Kraftfutter zu unvernünftigen, kurzfristigen Höchstleistungen gezwungen. Denn wer hat die Kuh zur Sau gemacht? Die Bauern waren es nicht», so Alfred Haiger.¹ Wie wir sehen, muss es keinen

Widerspruch zwischen wissenschaftlichem Wissen und Erfahrungswissen geben. Leider ist dem in unserer heutigen Gesellschaft dennoch meist der Fall. **Das wissenschaftliche Forschungsinteresse steht zunehmend ausschliesslicher im Dienst der Gewinnmaximierung. Dass damit auch den Bauern gedient ist, darf bezweifelt werden.** Inzwischen werden sogar Lehrstühle und Forschungen an landwirtschaftlichen Universitäten von Syngenta und Co. finanziert. So viel zur «Freiheit der Wissenschaft». Aber zu glauben, die Forschung im Dienst der Gewinnmaximierung sei ein Verrat an der Wissenschaft, ist ein Irrtum. Denn der Geist der Maximierung herrscht nicht nur hinsichtlich des Gewinns, sondern er ist ebenso Bestandteil des Wissenschaftsbegriffs selbst.

Naturwissenschaft und Wachstumsökonomie: zwei Seiten derselben Münze

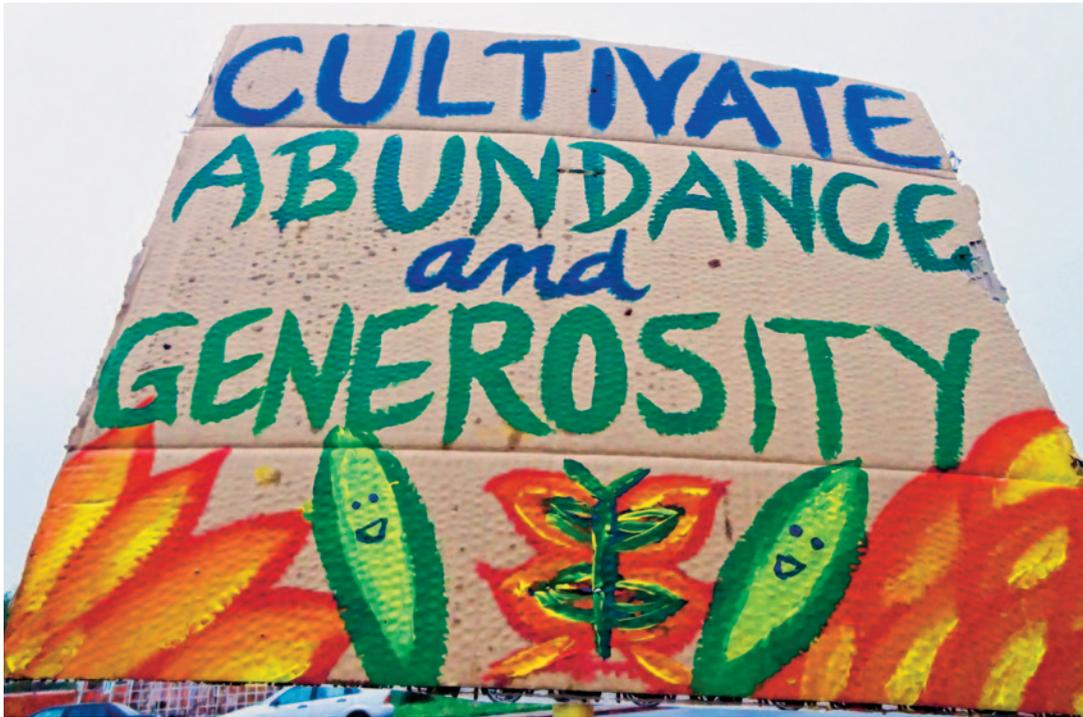
Unser herrschender Begriff von Wissenschaft ist von der Naturwissenschaft geprägt. Als wissenschaftlich bewiesen, d. h. als wissenschaftliches Gesetz gilt, was im Experiment unter stets gleichen Messbedingungen zu stets gleichen Ergebnissen führt. Ziel der Erforschung der Naturgesetze ist die Reproduzierbarkeit, ist die unendlich oft wiederholbare Produktion. **Nicht die Vielfalt der je unterschiedlichen Landschaften, Klimata und Kulturen steht im Zentrum des Forschungsinteresses, sondern das immer gleich bleibende, überall gleich zu erzielende Ergebnis.** So kam es in den 1960er Jahren zum Siegeszug der Grünen Revolution mit den sogenannten Hohertragsorten. Die von den Chemiekonzernen gehandelten Hybridsorten wurden als Bestandteil der internationalen Entwicklungspolitik in der ganzen Welt durchgesetzt, so dass heutzutage nur noch einige wenige Weltmarktsorten und -rassen genutzt werden. In Mexiko sind seit 1930 etwa 80% der Maisorten ausgestorben. Von den 30 000 traditionellen indischen Reissorten werden heute noch fünfzehn angebaut. Weltweit dominieren allein zwei Legehennenlinien. Das ist das Ergebnis ein und derselben Geisteshaltung, nämlich von naturwissenschaftlichem und kapitaldominiertem Denken zugleich.



Bäuerliches Handwerk basiert überwiegend auf Erfahrungswissen. Diesen Käse gibt es nicht industriell standardisiert.

Foto: Südtiroler Bäuerinnen auf Flickr

¹ Aussagen gemäss des Vortrags von Alfred Haiger am 25.1.2013 an der BoKu, Wien. Siehe auch: Alfred Haiger, *Naturgemässe Tierzucht bei Rindern und Schweinen*, AVBuch, Wien 2005.



«Reichtum und Grosszügigkeit kultivieren» – bäuerliche Werte auf einem Plakat anlässlich der Protestaktion von Occupy Monsanto in Davis, Kalifornien vom 16. März 2012. Foto: lilyrhoads auf Flickr

Vandana Shiva² erklärt den Unterschied zwischen dem wissenschaftlichen Maximierungswissen und der Anwendung bäuerlichen Wissens wie folgt: «Wenn man nur eine Pflanzenart in Monokultur auf einem ganzen Feld anbaut, wird das natürlich deren individuellen Ertrag steigern. Werden dagegen unterschiedliche Pflanzenarten gemischt angebaut, wird das einen geringen Ertrag je Einzelpflanze, aber einen hohen Gesamtertrag an Nahrungsmitteln ergeben.» (S. 88) In Vandana Shivas Heimat, dem Himalaya, bauen die Bäuerinnen auf ihren Terrassenfeldern *Jhango*-Hirse (*banyard millet*) und Amaranth an, Straucherbsen, sechs Sorten von Bohnen und Fingerhirse. Die Einzelerträge sind gering, aber der gesamte Ernteertrag eines Feldes ist hoch. Auch die Maya-Kleinbauern in Mexiko und Guatemala werden gemeinhin als «unproduktiv» bezeichnet, weil sie nur zwei Tonnen Mais pro Hektar ernten. Aber der gesamte

Nahrungsmittelertrag beträgt bis zu zwanzig Tonnen pro Hektar, wenn man die Vielfalt ihrer Kürbisse, Bohnen, Gemüse und Obstbäume mit einrechnet.

Wachstum um des Wachstums willen

Die Landwirtschaft ist den Bauern und Bäuerinnen aus der Hand genommen worden. Was auf dem Feld und im Stall passiert, diktieren weitgehend die Pharma- und Saatgutkonzerne, die inzwischen fast ausnahmslos in einigen der wenigen weltweiten Chemiekonzerne zusammengefügt sind. Aber die Bauern sind an dieser Entwicklung nicht unschuldig. Sie haben sich das Wissen und die Kunst des bäuerlichen Tuns auch aus der Hand nehmen lassen und zwar fortgesetzt bis heute. Dies womöglich, weil es nicht einfach ist, die Mechanismen der Enteignung zu durchschauen. Der vorgeblich alternative Biolandbau gibt dafür ein gutes Beispiel ab. Um die Produktion steigern zu

können, um mehr Fläche für den Bioanbau gewinnen zu können und um dementsprechend mehr verkaufen zu können, drängen die Biolandbauverbände in die Regale der Supermärkte, und drängen sie auf den internationalen Markt. Nur wenige Mitgliederorganisationen, Biobäuerinnen und -bauern widersetzen sich dieser Strategie, da sie durchschauen, wohin sie unwiderruflich führt. **Die Logik des Supermarktes und des Weltmarktes schlägt auf die Anbauweise, auf den Umgang mit den Tieren und auf die Organisation der Höfe zurück, also darauf, wie die Menschen miteinander und mit allen anderen Lebewesen umgehen.** Die abstrakte Logik der grossen Zahl setzt sich durch. An die Stelle der Orientierung an der jeweils anderen lebendigen Vielfalt tritt das einfältige 1+1+1+1: mehr Stück Produktion, mehr Stück Verkauf, mehr Geld, mehr Konsum, mehr Wachstum um des Wachstums willen. Vorgeblich

geht es damit allen besser. Das ist der absurde Glauben der Moderne.

In den Anden und dem amazonischen Tiefland, in Bolivien und Ecuador, dort, wo die Einheimischen am schlimmsten unter dem abstrakten Grössenwahn der Moderne gelitten haben – unter dem Expansionismus der Kolonialreiche, dem Extraktivismus der Rohstoffplünderung (Silber, Erdöl, Gas), der monokulturellen Produktion von Soja sowie unter der Geldschwemme der Entwicklungskredite und der daraus folgenden Verschuldung –, von dort bricht sich ein Umdenken Bahn. Ziel ist das gute Leben anstelle der Jagd nach dem besseren Leben. So steht es sogar in den neuen Verfassungen.

Bäuerliche Kultur und bäuerliches Wissen

Aus Lateinamerika kommt auch der Impuls, das Erfahrungswissen von Bäuerinnen und Bauern untereinander weiterzugeben.³ **Das Bewusstsein, dass sie selber oder ihre Grossmütter und Grossväter besser wissen, wie mit dem Boden, den Pflanzen, den Tieren umzugehen ist, als die Berater der Konzerne, der Banken und der Entwicklungsprojekte es anraten, ist in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich gewachsen.** Die negativen Erfahrungen mit pestizidverseuchten Böden, mit Vergiftungen und damit, dass der Bauer immer dünner, der Traktor daneben aber immer dicker wird, haben zu dieser Rückbesinnung beigetragen. Ähnlich wie in Europa, so zuletzt während der Saatguttugungen der deutschen Zukunftsstiftung Landwirtschaft⁴, stellen die Bäuerinnen und Bauern in Lateinamerika fest, wie viel Wissen über die eigenen Anbaumethoden verloren gegangen ist, mehr noch, dass es wäh-

² Vandana Shiva, *Globalisierung und Armut*. In: Claudia von Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen und Nicholas Faraclas, *Subsistenz und Widerstand – Alternativen zur Globalisierung*, Wien 2003, S. 87–96.

³ Eric Holt Gimenez, *Campeño a Campeño: Voices from Latin America's Farmer to Farmer Movement for Sustainable Agriculture*, Food First, Oakland 2006.

⁴ <http://www.saatgutfonds.de/veranstaltungen/sgf-termine/nr/690/>

rend fast fünf Jahrzehnten nicht gepflegt und weiter entfaltet worden ist. Die Behauptung der Berater, die Alternative zur wachstumsökonomischen Orientierung der Landwirtschaft sei die Stagnation, bzw. es gäbe eben keine Alternative («*there is no alternative*»), wird als Irrtum oder sogar als Lüge entlarvt. Bauern und Bäuerinnen, ganze Dörfer besuchen sich gegenseitig und geben die Staffel des geteilten Wissens an das nächste Dorf weiter.

In Bangladesch nimmt *Nayakrishi Andolon*, die «neue bäuerliche Bewegung» seit den 1980er Jahren stetig zu. Weit über 300 000 ländliche Haushalte beteiligen sich aktiv an der Abkehr von Agrargiften, Monokultur und manipuliertem Saatgut. Der Anstoss dafür ging von den Bäuerinnen aus, und sie sind die tragende Kraft der Tauschmärkte für Saatgut, wie sie auch sonst den Wiederaufbau der lokalen und regionalen Märkte, u. a. für die handwerklich gewobenen Textilien, betreiben. Es handelt sich dabei um eine bewusst als kulturell verstandene Bewegung. *Nayakrishi Andolon* hat kein Zertifikat geschaffen, sondern die Bäuerinnen und Bauern, die sich anschliessen, geben in einer Zeremonie ein öffentliches Versprechen ab, keine chemischen oder organischen Gifte zu verwenden. Denn alles Leben ist zu respektieren, und nur die Wiederherstellung eines ethischen Weltbilds, das die moderne moralische Billigung des «Tötens» verbietet, könne den Wiederaufbau von Gemeinschaft anstelle der wachstumsorientierten Konkurrenzgesellschaft stützen. **Genau so wichtig, wie die Nahrung produziert wird, ist auch die ethische Grundlage der Anbaumethoden.**

Spätestens an diesem Punkt fühlen sich Bäuerinnen und Bauern, die durch die Möschbergschule gegangen sind, angesprochen. Tat-

sächlich sind die Gemeinsamkeiten mit den DissidentInnen in Lateinamerika und Asien grösser, als aufgrund der Entfernung zu erwarten wäre. Auch sollten wir nicht vergessen, dass die entwicklungsideologische Propaganda von Wachstum hier und Armut dort Vorstellungen hervorbringt, die trennende Unterschiede sehen, wo es gar keine gibt. Die inzwischen internationalisierte Organisation *Via Campesina* versucht dem entgegenzusteuern. **Die bäuerliche Kultur, das, was Bäuerinnen und Bauern in ihrem Umgang mit Natur erfahren, woraus sie folgerichtig lernen und was sie voll Hochachtung respektieren, bildet das Fundament der Agrikultur – in Europa wie anderswo.** Auch in unseren Breiten gilt es dieses zu retten und sich der wachstumsökonomischen und maximierungswissenschaftlichen Zwänge zu erwehren, so wie es allenthalben auf der Welt schon geschieht.

Was tun, um sich der Zwänge zu erwehren?

Was tun, nachdem man als Bauer und Bäuerin die Rationalisierung der Landwirtschaft auf dem Hof mitgemacht hat und sich nun angesichts von Spezialisierung, Konkurrenzdruck, Verdrängungswettbewerb, Preiszerfall und Verschuldung – kurz: der Mechanismen des Weltmarktes – betriebswirtschaftlich in der Zwickmühle wiederfindet? Diese Frage wird häufig gestellt, verbunden mit der Vermutung, dass Bauern und Bäuerinnen in Afrika, Asien und Lateinamerika es einfacher hätten zu einer Wirtschaftsweise «zurückzukehren», die den bäuerlichen Prinzipien der Vielfalt und der eigenen sowie regionalen Versorgung aller mit Lebensmitteln folgt. **Aber es gibt kein «Zurück», weder hier noch dort.** Ein indischer Bauer, der sein Land aufgrund der Verschuldung für den

Anbau von Baumwolle verliert, die genetisch mit dem *Bacillus thuringiensis* verändert wurde, wird vermutlich den Zwang der Maximierungswirtschaft als noch unausweichlicher fühlen, als sein Kollege in der Schweiz. Dafür sprechen zumindest die Selbstmorde von Tausenden von Baumwollbauern in Indien. Für das Gefühl der Ausweglosigkeit gegenüber den Mechanismen des Weltmarktes spricht auch das Wagnis der gefährvollen Flucht über das Mittelmeer in Richtung Europa, das jährlich Tausende von ehemaligen afrikanischen Bäuerinnen und Bauern eingehen.

Naomi Klein, die kanadische Globalisierungskritikerin, betrachtet das kollektive Gefühl der Ausweglosigkeit, das breite Bevölkerungsgruppen aller Weltgegenden infolge der Krisen und wirtschaftlichen Katastrophen erfasst hat, als eine Folge der Schockstrategie, die von der US-basierten, aber nichtsdestotrotz internationalen Wirtschafts- und Finanzpolitik (IWF, internationale Fondsgesellschaften, Weltbank) im Zuge der neoliberalen Verallgemeinerung des Weltmarktes angewandt wurde.⁵ **Wir sollten uns fragen, welche Art von Schock – vergleichbar dem Starren des Kaninchens auf die Schlange – die Menschen in Europa befallen hat, und welcher Strategie sie mit ihrem Gefühl der Ausweglosigkeit zum Opfer fallen.**

In Lateinamerika waren es vielerorts gerade die Bäuerinnen und Bauern, die als erste aus der Schockstarre erwachten, in die der Kontinent infolge der Verschuldungskrise und der zerstörerischen Massnahmen im Geist des *Washington Consensus* (1989/90) gefallen war. Davon zeugen der Aufstand der Maya in Chiapas von 1994 sowie die *Marchas Campesinas* der 1990er Jahre in Bolivien und Ecuador, die schliesslich zu den neuen, ent-

wicklungskritischen Regierungen und Verfassungen führten, genauso aber auch die Gründung der internationalen Organisation *Via Campesina* im Jahr 1993. **Diese bäuerlichen Aktivitäten und Politiken sind alles andere als rückwärtsgerichtet. Sie folgen nicht mehr der Logik des «Vor» oder «Zurück», von «niedrigerer» oder «höherer» Entwicklung. Sie brechen mit der unheilvollen Verblendung der Moderne des «Grösser, Schneller, Mehr», mit jenem Produktivismus, der nur ein Loch im Boden hinterlässt,** wie der Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung zu sagen pflegt.

Die Lage der Bäuerinnen und Bauern in der gegenwärtigen Welt ist überall gleich, und sie ist überall verschieden. Gleich ist sie, was den Zwang der auf das Geld und das Produktionswachstum fixierten Zivilisation anbelangt. Verschieden ist sie, was die jeweilige Geografie, Geschichte und Weltanschauung anbelangt, die jeweiligen Geschmäcker und Traditionen, die jeweilige Kunst, Ästhetik und Philosophie. **Deshalb wird die Befreiung aus den Zwängen der Maximierungswirtschaft überall dem gleichen Geist der bäuerlichen Agrikultur folgen, der in sich bereits widerständig gegen die Maximierung ist. Denn die Werte der bäuerlichen Kultur sind anders, es sind die Werte des guten Lebens: erhalten, bewahren, pflegen, versorgen, nähren und das Wissen um «genug ist genug».** Genauso aber wird die Befreiung aus den Zwängen überall verschieden sein. Eigenständig handeln und etwas verändern können Bäuerinnen und Bauern nur dort, wo sie sind, in ihrem jeweiligen Kontext. Die Weitergabe des Erfahrungswissens von Bäuerin und Bauer direkt zu Bauer und Bäuerin ist ein entscheidender Beitrag auf diesem Weg. ●

⁵ Naomi Klein, *Die Schockstrategie. Der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus*, Frankfurt 2009.

Kulturkampf um den Landbau der Schweiz – Politik, Wissenschaft und Wirtschaft trieben im 19. Jahrhundert zu neuer Landwirtschaft an

Christentum, Rationalismus, Sense, Kunstdünger: Neue Weltbilder und Techniken im Landbau gehen meistens durch komplexe Kulturkämpfe. Auch gegenwärtig gibt es in Europa schwierige Grosskonflikte zum Umgang mit Land und Ernährung. Aber nicht aktueller Streit, sondern wie vieles im 19. Jahrhundert in der Schweiz begann und besonders klar gesagt wurde, wird hier beschrieben.

Nikola Patzel. Mit Wucht sprach **Ulrich Ochsenbein**, Präsident der Schweizer Tagsatzung und Heerführer im Sonderbundskrieg, 1847 einen Glauben der siegreichen Politiker seiner Zeit aus: «Nicht nur hat er [der Menschengeist] sich durch das Licht des Geistes und die Kühnheit des Willens zum Herrn der Elemente emporgeschwungen, sondern er hat – vermittelt des Prometheusfunktens – selbst Zeit und Raum zu beherrschen begonnen, hat der Natur manches ihrer tiefsten Geheimnisse abgelascht, und diese sind in seiner Hand zum Zauberstab geworden, durch welchen er Werke ausführte und ausführen wird, gegen die die Wunder des Altertums nicht viel mehr als Kinderspiele sind.»¹ Tatsächlich war in der Schweiz Mitte des 19. Jahrhunderts der Durchbruch hin zu einer neuen Staats- und Wirtschaftsform geschehen. Die Schweiz wurde mit der Verfassung von 1848 vom teilweise konfessionell geprägten Staatenbund zum weitgehend weltlichen Bundesstaat. Das Schulwesen und die Lehrpläne auch konservativer Kantone wurden nun nach und nach dem neuen Geist des «Liberalismus» (der Rationalisierung und Industrialisierung der allermeisten Lebensbereiche) angepasst. Für die **bäuerliche Bevölkerung** brachte dies eine Befreiung dort, wo sie noch in Untertanenschaft

gewesen war, aber auch neue Formen des Drucks. Zügig wurde nach dem Sonderbundskrieg ein Schweizer Eisenbahnnetz gebaut und ans Ausland angeschlossen. Auch das Strassennetz wurde rasch erweitert. Bis dahin war die Schweiz vom Auslandshandel durch hohe Transportkosten abgeschottet gewesen.² Jetzt aber nahm der Aussenhandel mit Landwirtschaftsprodukten durch die neuen Verkehrswege und -mittel stark zu. Die Eidgenossenschaft vereinbarte 1864 beste Handelsbedingungen (Meistbegünstigungsklausel) im Handel mit Frankreich und mit dem Deutschen Zollverein.

Neue Wirtschaft

Durch die neuen Verkehrswege und Verträge veränderte sich die **Marktsituation** für Getreide und Milchprodukte sehr. Am Grossmarkt des Bodenseehafens Rorschach (Thurgau) war schon seit



Ulrich Ochsenbein.

Jahrhunderten Weizen importiert worden, zum Beispiel aus dem deutschen Linzgau von Überlingen her. Nun aber erweiterte sich das Handelsgebiet übers Grenznahe hinaus. In der Folge sank der Preis des Doppelzentners Weizen 1861–1865 um 30% auf 23 Franken, während der Preis eines Doppelzentners Exportemmentalers 1855–1865 um 20% auf 130 Franken stieg. Die Politik reagierte schnell, und so stellte der Thurgauer Regierungsrat 1865 fest, «dass beim Körnerbau mit Rücksicht auf den äusserst niedrigen Preis der Körnerfrüchte und den wohlfeileren Bezug aus der Ferne, eine sichere Rente in Zukunft nicht mehr erzielt werden könne, deshalb der Getreidebau namhaft zu reduzieren und auf den Futterbau in Verbindung mit Milchwirtschaft das Hauptargument zu richten sei». Die Thurgauer Sektion des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins sprang auf den neuen Zug auf, im Jahre 1869 war in den «Thurgauer Blättern für Landwirtschaft» zu lesen: **«... wir pflanzen, was uns den grössten Gewinn bringt und sollte auf alle unsere Felder kein Halm Getreide zu stehen kommen. ... Wir essen, was uns am besten und verhältnismässig billigsten ernährt, nicht was wir pflanzen; und wir pflanzen, was uns den grössten Reingewinn bringt, nicht was wir in der eigenen**

Wirtschaft brauchen.» Diese Orientierung ist auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch in der Welthandelsorganisation (WTO) und den globalisierungsfördernden Institutionen und politischen Prozessen in Europa faktisch vorherrschend.

Die kombinierte Wirkung von Politik und Ökonomie hatte schnellen Erfolg. In allen Regionen des Schweizer Mittellandes geschahen dramatische Änderungen: «Bis 1874 sank [im Kanton Zürich] der Anteil der Ackerfläche auf einen Viertel des gesamten Kulturlandes, wobei die vom Eisenbahnbau eingeleitete Integration in den europäischen Getreidemarkt und die dadurch ermöglichten Importe den Rückgang nach der Jahrhundertmitte noch beschleunigten.»⁴ Gleichzeitig stiegen sowohl die Kreditzinsen der Banken als auch die Löhne der Knechte.⁵ Dies baute einen Druck auf, die gleiche Leistung mit weniger Arbeitskraft zu leisten, erschwerte es aber zugleich den nicht Wohlhabenden, in die neu erfundenen Maschinen zu investieren. Also setzte sich im Laufe einiger Jahrzehnte erstmal die meist von Männern geführte Sense anstelle der meist von Frauen benutzten Sichel als Erntewerkzeug durch, was mit Änderungen im sozialen und symbolischen Gefüge der Landwirtschaft einherging.

¹ Zitiert nach Edgar Bonjour (1948): *Die Gründung des schweizerischen Bundesstaates*. S. 215.

² Christian Pfister (1995): *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*. Bd. IV, S. 23.

³ Hans Brugger (1935): *Geschichte der thurgauischen Landwirtschaft (...) von 1835–1935*. S. 31.

⁴ *Geschichte des Kantons Zürich* (1994), Bd. 3: S. 33.

⁵ Markwalder (1867): *Die Zukunft des Flachs- und Hanfbaues in der Schweiz*. S. 1.

Neues Licht und alter Müll

Überhaupt **war die alte Agrarkultur seit dem 18. Jahrhundert ein wichtiges Objekt der Aufklärer** geworden, die sie durch einen neuen Geist ersetzen wollten. Noch bevor sich die Landwirtschaftsverbänderer in landwirtschaftlichen Vereinen organisierten, waren sie in den «naturforschenden», «gemeinnützigen» und «ökonomischen» Gesellschaften der Schweiz tätig. Der Gelehrte und Politiker **Heinrich Zschokke** (1771–1848), dessen «Schweizerbote» in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hohe Auflagen erlebte, jedoch in manchen Kantonen zeitweise verboten war, bekannte: «Darum verschmäht' ich nicht, über Haus und Landwirtschaft und Viehzucht und Gewerbe bessere Kenntniss auszustreun»: so wie Christus den Bettlern und Zöllnern «sein Licht vom Himmel, das Licht der Wahrheit und Heiligung» gebracht habe!⁶ Man sieht also deutlich ein quasi-religiöses Sendungsbewusstsein: **die Übertragung des Musters christlicher Mission auf die frühe naturwissenschaftliche und kaufmännische Aufklärung.**

Und weiter: «Es lag mir Alles daran, ...den Unflath der Spinnstuben-Weisheit wegzufegen...» Sein Ziel formulierte Heinrich Zschokke 1830 im Schweizerboten in Form einer Erfolgsmeldung: «Der Bauer ist nicht mehr so dumm ... wie ehemals; er denkt bürgerlich.» Dieser von den Volksaufklärern geförderte «Wandel hin zu einer bürgerlich-kapitalistischen Leistungs- und Wachstumsgesellschaft erfasste alle Lebensbereiche und alle sozialen Gruppen, wenn auch in sehr unterschiedlichem Ausmass und Tempo».⁷

Ein weiterer wichtiger Schweizer Volksaufklärer war **Friedrich von Tschudi**, der das Amt eines reformierten Pfarrers mit dem Präsidium des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins tauschte und auch das einzige einigermaßen verbreitete «Landwirtschaftliche Lesebuch»⁸ seiner Zeit verfasst hatte. In seiner Präsidialrede gab Tschudi 1864 seiner Hoffnung Ausdruck, dass die bäuerliche Bevölkerung «in die Reihen der intelligenten und rührigen Volksteile treten werde».⁹ **Ein rechter Bauer «rechnet – das ist der Prüfstein des verständigen Landwirths».** «Du sollst Buch und Rechnung führen», denn nur so erlerne man die Tugenden der «Ordnung, Pünktlichkeit und Sparsamkeit». Dagegen kein rechter Bauer sei, «wer nichts weiter kennt und befolgt, als was alter Brauch und Gewohnheitssache ist, der kann heut zu Tage nicht mehr vorwärts kommen, ja kaum noch bestehen». Tschudi empfahl, neue Maschinen gemeinschaftlich zu beschaffen: Dreschmaschine, Futterschneidemaschine, Pferdehacke, Häufelpflug, Schrotmühle und Viehwaage. Der Wunsch nach gemeinsamer Maschinenbeschaffung führte zum frühen Genossenschaftswesen in der Schweiz, wie



Friedrich von Tschudi.

Peter Moser es in K+P 3/2012 beschrieben hat.

Was Schäden und Unglücke in der Landwirtschaft betrifft, meinte Tschudi: **«Du hast dein und der Deinigen Unglück grossentheils selbst verschuldet.»** Denn «Gott schickt uns freilich das Unglück; aber er hat uns auch den Verstand verliehen, uns vor demselben möglichst zu bewahren». Deshalb solle man Vieh- und Hagelversicherungen abschliessen; ebenso seien zum Schutze des Bauern Sparkassen, Krankenkassen und Lebensversicherungen da.¹⁰

Tschudis Hauptbotschaft war also eine ökonomisch-rationalistische Orientierung, verbunden mit calvinistischer Ethik. Tschudi hatte auch für die Errichtung einer Abteilung für Landwirtschaft beim Eidgenössischen Polytechnikum gekämpft. Sein zentrales Argument war, dass die Landwirtschaft wegen des Bevölkerungswachstums immer mehr zu einem **«Kampf um's Dasein»** werde: **«Damit hat nun die extensive Landwirtschaft aufgehört und die intensive begonnen.** Bei dieser handelt es sich darum, unter

gegebenen Verhältnissen auf dem wohlfeilen Wege möglichst viel und möglichst wertvoll zu produzieren und, **da diese hohe Produktion keine raubwirtschaftliche sein darf, sie auch zu einer möglichst nachhaltigen zu gestalten».**¹¹ «Nachhaltig» meinte damals «dauerhaft» und wurde ausser auf die Forstwirtschaft auch bereits auf Bodenertrag bezogen. Das Begehren nach einer eigenen nationalen akademischen Ausbildungsstätte für Landwirte (bis dahin gingen die meisten Schweizer, die sich in moderner Landwirtschaft ausbilden lassen wollten, nach Hohenheim bei Stuttgart) hatte nach vielen Anläufen Erfolg. Es kam der erste Professor für landwirtschaftliche Betriebslehre und Tierproduktion des Polytechnikums: **Adolf Krämer.** Er schrieb Rückschau haltend: Die von der Landbauwissenschaft «errungenen Wahrheiten begannen, die **herkömmlichen Begriffe über die Vorgänge im Natur- und Volksleben zu erschüttern und neue, geläuterte Gesichtspunkte in die Betrachtung derselben einzuführen.»** Man war «von der

Die Landwirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert

Das 18. und frühe 19. Jahrhundert hatte der zunehmend wachsenden Bevölkerung (rund +7% jeweils in 10 Jahren) die schwersten Ernährungskrisen seit 700 Jahren gebracht. Anlass der bösesten Jahre waren einzelne extrem nasskalte Sommer sowie später die Kraut- und Knollenfäule, die die neu eingeführte Ackerfrucht Kartoffel betraf. Diese Nöte erhöhten den Druck auf den Landbau, sich schneller als bisher zu verändern. **«Im 18. und 19. Jahrhundert reduzierte sich die traditionelle Vielfalt der minderwertigen Getreidearten – tausendjährige Grundlage der Volksernährung – nach und nach zugunsten der neuen Ackerpflanzen.»**¹² Man erzielte also einen höheren Ertrag mit neuen (aber insgesamt weniger) Arten und Sorten sowie neuen Düngern und Verfahren.

⁶ Heinrich Zschokke (1842): *Eine Selbstschau*. S. 234, 236.

⁷ *Geschichte des Kantons Zürich* (1994), Bd. 3: S. 20.

⁸ Friedrich von Tschudi (1870): *Landwirtschaftliches Lesebuch*, 5. Auflage.

⁹ Zit. nach Emil Bächler (1947): *Friedrich von Tschudi, 1820–1886: Leben und Werke*. S. 82.

¹⁰ Zitate aus den Seiten 18, 370f, 16, 177 und 382–4 von Tschudis Lesebuch.

¹¹ Nach Bächler, S. 87ff.

¹² U.a. Massimo Montanari (1993): *Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*. S. 156f.

Ueberzeugung erfüllt, dass sich mit diesen Fortschritten eine neue Zeit ankünde». ¹³ Krämers Kollege **Anton Nowacki**, erster ETH-Professor für Pflanzenproduktion und Ackerbau, schrieb 1870: «... denn wie in jedem Geschäft in der Landwirtschaft, so gilt namentlich hier [bei der Ernte] das Wort: Zeit ist Geld!» ¹⁴

Ein neues Vereinswesen

Die sich bildenden landwirtschaftlichen Vereine versuchten «zum Teil mit grossem Erfolg –, mittels Versuchsanlagen und Vorträgen die Kenntnisse der Bauern zu erweitern». ¹⁵ Eine grosse Wirkung tat die Vorführung neuer Ackergeräte. In Bern wurden diese Demonstrationen zu «eigentlichen Volksfesten ausgebaut... Nach der Pflugprobe von 1846 beispielsweise konnte die Oekonomische Gesellschaft nicht weniger als 51 neue Mitglieder aufnehmen.» ¹⁶ Auch ganz neuartige Maschinen wurden vorgeführt. **Albert von Fellenberg-Ziegler** kommentierte in den Bernischen Blättern für Landwirtschaft im Jahre 1861 Versuche mit Mähmaschinen: «**Unserer Landwirtschaft steht eine Revolution bevor, sie wird aus einem Handwerk, aus einem niedrigen verachteten Gewerbe eine Industrie.**» Die Mechanisierung enthebe «den denkenden Menschen einer rein mechanischen schweren Arbeit, unter deren Druck und Last seine intellektuellen Fähigkeiten Schaden litten und brach liegen blieben.»

Ein wichtiges Einstiegsthema des 1863 gegründeten Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins war die **Förderung von Handelsdüngern**: Zusammen mit dem jungen Eidgenössischen Polytechnikum

in Zürich und der landwirtschaftlichen Schule Rütli bei Bern wurde ein Dienst zur chemischen Analyse von Böden und Handelsdüngern eingerichtet. Dieser war für landwirtschaftliche (Unter-) Vereine kostenlos, für einzelne Landwirte gegen Gebühr zugänglich. ¹⁷ Die Düngerelemente nahmen, genauso wie die Samenproben in Steblers Samen-Controllanstalt, ab den 1870er Jahren enorme Ausmasse an. ¹⁸

Aber nicht alle neuen Angebote wurden gut aufgenommen: Die erste **landwirtschaftliche Schule** der Schweiz wurde auf Betreiben des Thurgauer gemeinnützigen Vereins im Jahre 1839 in Kreuzlingen gegründet; doch hatte sie ständig mit Schwierigkeiten zu kämpfen und wurde schliesslich im Jahre 1869 wieder geschlossen. ¹⁹ Gleich oder ähnlich erging es den Schulen Strickhof (Zürich 1853), Rütli (Bern 1860) und Muri (Aargau 1861). Grösseren Erfolg hatten hingegen die neuen «landwirtschaftlichen Winterschulen». ¹⁷

Die Kirchen

Die reformierten Kirchen nahmen insgesamt überwiegend an der rationalen Aufklärung teil, hier war der Wandel eher eine Persönlichkeits- und Generationenfrage. Auch die katholische Kirche beteiligte sich zunächst am Kulturwandel: Die kirchliche Aufklärung hatte vielerorts «der [katholischen] Kirche mit Gewalt jenes barocke Gewand, das einst das Lebensgefühl so umfassend bestimmt hatte», genommen, und auch «an tief eingewurzelte Volksbräuche rücksichtslos die Hand» gelegt. ²⁰ Dann aber setzte sich, aufgeschreckt von der Wucht des Wandels, die betont konservative kirchliche «Reaktion» durch: Papst Pius IX gab

1864 eine Enzyklika «über die Abwehr der Zeitirtümer des 19. Jahrhunderts» heraus. Er verkündete, die Meinungshoheit der katholischen Kirche sei absolut und **die kirchlichen Lehrsätze seien mit Liberalismus, Fortschritt und moderner Zivilisation völlig unversöhnlich**. Denn jene «Gottlosen» seien «getrieben und aufgestachelte durch den Geist Satans». Dieses päpstliche Sendschreiben fand grosse Beachtung und heizte die inner- und zwischenkirchlichen Kämpfe ebenso wie den gesamtgesellschaftlichen Kulturkampf enorm an.

Dokumentation alter Agrarkultur

Lange vor den ökologischen Bewegungen und auch vor den Bauerntumsideologien des 20. Jahrhunderts enthielt die **Romantik** im deutschsprachigen Raum eine Tendenz, traditionelle kulturelle Werte bäuerlichen Lebens hochzuhalten. Sie wurden auch bereits als Projektionsfläche für andere Sehnsüchte genutzt. Zum Teil eine wissenschaftliche Entsprechung zur populären Romantik war die **Volkskunde** des 19. Jahrhunderts: Die Märchensammlung der Brüder Grimm ist ihr berühmtestes Ergebnis. Daneben entstanden auch viele hundert Sagensammlungen, die in erster Linie das «Volkswissen» für den Umgang mit dem Irrationalen und dem Jenseitigen dokumentierten. Zur damaligen Agrarkultur gibt es eine einzige grosse Dokumentation: Die des Danziger Grimm-Schülers **Wilhelm Mannhardt**, der rund 150 000 Fragebögen verteilte und örtliche Gewährsleute anregte, ihm dazu ihre Beobachtungen und Befragungsergebnisse zu schicken. Mannhardt fragte nach Erntetechniken, Wanderar-

beitern und sozialen Verhältnissen. Was ihn aber am meisten interessierte, das waren die «mythischen Vorstellungen» im Landbau vor der naturwissenschaftlichen Aufklärung. Mannhardt sammelte alte Bräuche und Vorstellungen, die, wie er sagte, «stückweise wie zersprungene Splitter eines grossen Mosaikbildes sich bis auf unsere Tage hie und da erhalten haben, jetzt aber bei dem erfreulichen Fortschritte der rationellen Landwirtschaft immer mehr verschwinden» (Zit. aus seinem Fragebogen). Aber im Gegensatz zur vorherrschenden wissenschaftlichen Ansicht meinte Mannhardt: «Man darf denselben [Überlieferungsschatz] dem Landvolke ... keinesfalls mit rohem Griffe rauben», stattdessen solle man es neu verstehen. Mannhardt sah in manchem traditionellem Verhalten ein Kulturgut, das ein ausgleichender Gegenpol zur im Landbau immer schon verbreiteten nüchternen Rationalität sei, aber eines neuen Verständnisses bedürfe, und fuhr weiter: «Der seichte Aufklärer, welchen der brausende Dampfwagen und die Walzen und Kämme der Fabriken bis in die entlegensten Dörfer tragen, sorgt schon genug dafür, dass das Volk jeder



Wilhelm Mannhardt.

¹³ Adolf Krämer (1884): *Die Entwicklung der Landwirtschaft in den letzten 100 Jahren*. S. 14, 28.

¹⁴ Anton Nowacki (1870): *Untersuchungen über das Reifen des Getreides (...)*. S. 125.

¹⁵ Albert Hauser (1974): *Zur Produktivität der schweizerischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert*. S. 600.

¹⁶ Martin Stuber, Peter Moser u.a. (2009): *Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe*. S. 28. und das Folgende S. 171.

¹⁷ Hans Brugger (1963): *Schweizerischer Landwirtschaftlicher Verein 1863-1963*. S. 125f.

¹⁸ *Auskunft von Peter Moser*.

¹⁹ Brugger 1935: 13-28; 1963: 143.

²⁰ Markus Ries (1989): *Vom freien Denken herausgefordert. Katholische Theologie zwischen Aufklärung und Romantik*. S. 57.

poetischen Auffassung des Lebens sich entwöhnt. Schon schämen sich an vielen Orten die jüngeren Bauern von den alten Geschichten ihrer Väter zu sprechen, obwohl sie meist noch heimlich daran glauben». Auf der anderen Seite beklagte Mannhardt schädlichen Aberglauben wie Rituale katholischer Priester und magische Laienpraktiken gegen Behexung von Menschen und Vieh, oder auch «Medizinalpfuscherei» und verhängnisvolles Vertrauen in magische Heilmittel. Er sprach sich für eine differenzierte Bewertung aus: «Das Volk hat ein feines Gefühl und empfindet sehr wol, dass seine Überlieferungen eines tieferen Grundes nicht entbehren.» So verwendete Mannhardt einen Grossteil seines Lebens darauf, einen «Quellenschatz der Volksüberlieferung» zu gewinnen, bevor diese vergessen ginge.²¹

Mannhardt versandte einen meist 35-teiligen Fragebogen an Landwirtschaftsschulen, Lehrerseminare und ihm bekannte Volkskundler. Als Reaktion auf Mannhardts Initiative gab unter anderem die Leitung des Lehrerseminars Schwyz ihren verstreut in der Deutschschweiz wohnhaften Schülern die Hausaufgabe, sich in den Ferien daheim mit dem Fragebogen in der Hand zu erkundigen, wie die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse seien und was von alter Agrarkultur zu finden sei.²²

Gründe für späteren Biolandbau

Im 20. Jahrhundert flossen verschiedene Strömungen zum Biolandbau zusammen oder auf ähnliche Art nebeneinander her.²³ Die wichtigsten wissenschaftlichen Quellen dafür waren die Bodenbiologie und die allgemeine Ökologie, auch in Abgrenzung zur Chemie. Zu den wichtigsten kulturellen Gründen zählte der Wunsch nach einer fortbestehen-



Briefkopfwurf der Berner Ökonomischen Gesellschaft.

den oder erneuten spirituellen Naturbeziehung und religiös geprägter und gefärbter Agrarkultur: Je nach Gründerpersönlichkeit und ihrem soziokulturellen Umständen eher traditionell-protestantisch (Müllers), religiös auf Mutter Erde bezogen (Hofstetter und Rusch) oder auf der Suche nach weitgehend neuen spirituellen Auffassungen (Steiner). Auch war der Wunsch nach betrieblich selbständig bleibenden Höfen, im Gegensatz zur gefühlten Abhängigkeit von Wissenschaft, Technik und Geld ein wichtiger Faktor. Wobei man sagen muss, dass die meisten Biolandbau-Begründer sich selbst auch als «Bauernaufklärer» sahen, die biologisch oder geisteswissenschaftlich begründete Werte als neues Orientierungswissen verbreiteten und so selber für viele den Status einer massgeblichen Autorität erlangten.

Schlussfolgerung

Wenn wir auf die grossen kulturellen Veränderungen im Landbau des 19. Jahrhunderts zurückschauen, dann ist wirklich erstaunlich, wie klar und deutlich damals der Kulturwandel und das neue naturwissenschaftlich-ökonomische Paradigma gefordert und gefördert worden war. Zwar dürfen wir diese plakativen Zitate genauso wenig mit der ganzen damaligen Realität verwechseln wie in unserer Zeit

die Reden von Politikern und Verbandsleuten. Aber sie zeigen doch vieles vom **Zeitgeist**. Und im Rückblick sehen wir auch, wie sehr sich vieles von damals durchgesetzt hat und es nach wie vor tut. Wenn heute manchmal eine starke **Wissenschaftsfeindlichkeit** unter bäuerlichen Praktikern anzutreffen ist, so ist (neben praktischen Problemen und Nebenfolgen wissenschaftsgestützter Empfehlungen) ein Grund dafür sicher die historische Erfahrung eines aufdringlichen Belehrtwerdens durch «neue Meister», die an die unbedingte Überlegenheit ihrer Lehre glaubten. Dabei erschien auch ein autoritärer oder quasireligiöser Scientismus – dass alles jetzt wissenschaftlich begründet werden könne und solle. Und Schulbildungen um einzelne «wissenschaftliche Gurus». All dies lässt ein Verhalten weltanschaulicher «Einigelung» Einzelner oder kleiner sozialer Gruppen ebenso verständlich werden wie paranoide Verhaltensweisen derselben, die sich wie absichtlich verfolgt, bedroht und bekämpft vorkommen durch Gegner oder «Abweichler». – Auf der anderen Seite können wir annehmen, dass unter den Menschen im Landbau eine allgemeine **Wissenschaftsgläubigkeit** heute stärker verbreitet ist als die Wissenschaftsfeindlichkeit oder Schulbildung. Dann orientiert

man sich fast nur an Massgaben von aussen und zieht angenommene «beste Rezepte» den eigenständigen Erfahrungs- und Wissensarten vor, obwohl die auch Wesentliches zu sagen hätten.

Wie sollen wir nun das 19. Jahrhundert hinsichtlich der Landwirtschaft bewerten? Kam damals das heutige Glück oder das heutige Unglück ins Land? Kam etwa eine «neue Erleuchtung» oder der «Satan» über uns? Ochsenbein hatte vom «Prometheusfunken» geschrieben: Der ist **Feuer und Licht zugleich** – ein treffendes Bild: Einerseits brachte die beginnende Industrialisierung das Superfeuer mit Dampfdruck aufs Gleis. Mit der Dampfmaschine und allen folgenden Motoren gewann die menschliche Getriebenheit und Gestaltungsmacht gewaltige Naturkräfte hinzu. Ochsenbein hatte sie den neuen «Zauberstab» genannt. Zugleich wurde die wissenschaftliche Aufklärung die «neue Sonne» des Abendlandes: ein wirkliches neues Bewusstsein, das bis heute immer ausgreifender leuchtet und neues Wissen aufnimmt, das aber auch mehrfach schon das Höllenfeuer immer vernichtenderer Kriege munitionierte und von diesem überwältigt wurde.

Der Kulturkampf des 19. Jahrhunderts in der Landwirtschaft ist nicht einfach entschieden und gut so. Für viele läuft er immer noch. Doch seit rund 100 Jahren entstanden in der westlichen Kultur auch erneute und neuartige Erkenntnisse ökologischer und psychologische Art, mit denen schon ein neues Kapitel unserer Naturbeziehung begonnen hat. Aber so, wie das im 19. Jahrhundert neue Agrarparadigma der Landwirtschaft allmählich, jahrhundertlang vorbereitet und entwickelt wurde, braucht auch das Nächste bereits und in Zukunft seine Entwicklungszeit. ●

²¹ Zitatquellen in diesem Absatz: Wilhelm Mannhardt (1860): *Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker* sowie (1878): *Die praktischen Folgen des Aberglaubens* (...):1860: 7f, 8, 1878 38-52, 1860: 12; Zitat am Schluss aus einem Vortrag von 1865.

²² Die Ergebnisse aus der Schweiz, rund 300 handschriftliche Seiten, liegen mir vor und werden im Buch über «Symbole im Landbau» ausgewertet.

²³ Nikola Patzel (2009): *Der Umgang mit Böden im ökologischen Landbau. Handbuch der Bodenkunde*.

Lills Pflug

Ein Biobauer und Handwerker mit Flair für Technik und ursprünglichem Interesse an der Energiefrage macht sich Gedanken zur Mechanisierung der schweizerischen Landwirtschaft.

Jakob Frei. In die Jahre gekommen ist der Bauer dann, wenn er den Hof weitergegeben hat. Oder wenn ihm Grösse, Gewicht und Ausstattung der Maschinen auf den Feldern je länger je absurder vorkommen. Und auch dann, wenn er zurückschaut und sich überlegt, was war, die letzten 30, 40 oder 50 Jahre. Letzteres ist für meine Generation besonders ergiebig, weil die Erinnerungen in die Zeit vor Ladewagen und Mähdrescher zurückreichen. Das Internet macht es möglich, Genaues über den grauen Ferguson TE 20, den Traktor meiner Kindheit, nachzulesen. Der weltweit erste Traktor mit 3-Punkt-Hydraulik wog 1,25 Tonnen, hatte 28 PS und wurde 500 000-mal gebaut. Eindrücklicher Teil meiner rund zehn Lehr- und Wanderjahre war das Praktikum 1978/79 auf der Lill-Farm in den Canterbury Plains, Neuseeland. Dass die Lills besonders ambitionierte Farmer waren, war schon damals unübersehbar. Auf die Geschichte über ihren Pflug (Suchbegriff im Internet: *Lill Plough*) bin ich erst kürzlich gestossen. Um den agrarpolitischen Hintergrund dieser Geschichte vollumfänglich zu verstehen, müsste umfassender über Neuseeland berichtet werden. Doch der Kern der Geschichte bezieht sich auf die austarierte Angemessenheit und Rentabilität von Landtechnik: Graham Lill entschloss sich, mit seinem überdurchschnittlich grossen Familienbetrieb ganz auf den Ackerbau zu setzen. Bevor er den 9-Schar-Beetpflug und den Ford 9600 (140 PS, 6,3 Tonnen) im November 1976 bestellte, hat er gerechnet. Er wusste aus Erfahrung, dass für



Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt...

Foto: Markus Schär

die Bodenart seiner 650 Hektaren Ackerfläche pro Schar 15 PS Zugkraft benötigt werden. Im Jahr 2010, anlässlich der in Methven, Neuseeland, durchgeführten Pflüger-Weltmeisterschaften, entstand der Bericht, welcher die Zwischenzeit von 35 Jahren resümiert: An Lills Pflug wurden die Verschleiss-teile etliche Male ausgewechselt. Er hat jetzt über 20 000 Hektaren auf dem Buckel und tut seinen Dienst immer noch für Grahams Enkel Aaron, dessen heute neun-

jähriger Sohn George davon ausgeht, ihn bald selbst zu gebrauchen.

Wettrüsten auf dem Acker ist Schwachsinn

Klar, die Schweiz ist nicht Neuseeland. Selbst innerhalb der kleinen Schweiz sind Topographie, Klima, Böden und Betriebsstrukturen sehr verschieden. Trotzdem: Was in der Schweiz, auch im biologischen Landbau, bezüglich dem Verhältnis von Maschinenge-

wicht und -potenzial zu Parzellen-grösse und Betriebsfläche schleichend aber offensichtlich zur Normalität wurde, ist unter dem Strich ökonomischer Schwachsinn und ökologisch höchst bedenklich.

Bodenverdichtung ist kein neuer Begriff. Maschinengewicht linear endlos mit Bereifung kompensieren zu können, glaubt nur, wer nicht begriffen hat, dass der Boden ein sensibles Gefüge und kein Sandkasten ist.

Abgesehen vom Treibstoffverbrauch schlägt auch die Herstellungsenergie der schier Masse der Maschinen massiv zu Buche, genauso wie die graue Energie, die in den immer grösser werdenden Scheunen und Maschinenhallen steckt. Höfe verkommen zu ausuferndem Industriegelände und fressen ihre eigene Grundfläche, den Boden. Die schweizerische Landwirtschaft wird sich nicht ewig Protektion aller Art bis hin zum dringend nötigen Schutz des Kulturlandes sichern können, ohne sich mit ihrer eigenen, umfassend gerechneten Energiebilanz auseinanderzusetzen. Der biologische Landbau muss sich allen voran dieser Thematik stellen und sich diesbezüglich definieren.

Arbeitspferde – eine Lösung nur für ganz wenige

An die Umsetzbarkeit von drei Schritten rückwärts hin zum Pferd als Zugkraft kann ich nicht glauben. **Trotz der grundsätzlichen Genialität derartig direkter Nutzung der «nachwachsenden» Arbeitskraft von Tieren ist und bleibt diese Vorstellung insgesamt ein Anachronismus und wird wenigen Ausnahmekön-**

nern, Therapieanbietern und Hobbyanwendern vorbehalten bleiben. Zwischenlösungen wie Aufbaumotoren auf Ladewagen und dergleichen (vgl. Schweizer Bauer vom 26. Januar 2013 zum Möschberg Gespräch) sind energetischer und wirtschaftlicher Unsinn und schaden einer sachlichen Diskussion, insbesondere wenn sie als exemplarisch dargestellt werden. Diese Bemerkung erlaube ich mir, weil ich Pferdehaltung, Pferdezug und die entsprechende Technik aus eigener Erfahrung sehr gut kenne und dafür unter anderem als Gründungspräsident der IG Arbeitspferde während den 1990er Jahren einiges getan habe. Aber auch der kleine graue Ferguson wird nicht wieder auferstehen und alle Probleme lösen. Obwohl er noch immer für viele Arbeiten perfekt wäre und, mit einem mo-

dernen Kleindieselmotor ausgerüstet, vernachlässigbar wenig Brennstoff schlucken würde und dabei immer noch um Quoten leistungsfähiger, unterhaltsärmer und pflegeleichter – zusammengefasst: effizienter – als ein Pferdegespann wäre.

So bliebe schliesslich der eine Schritt *retour*, beziehungsweise die Abkehr vom sinn- und verstandlosen Aufrüsten. Das heisst: **Genau das, was wir seit gut 30 Jahren haben, taugt immer noch am besten für den weitaus grössten Teil der schweizerischen Betriebe. Ein technisch einfacher Traktor, ca. 60 PS, ca. 2,5 Tonnen, mit Doppelbereifung und den exakt dazu passenden Maschinen – allen voran einer 3-m-Federzinkenegge.** Ein möglicher Fortschritt läge in der

Optimierung der Motoren – vielleicht wird sowohl der Brennstoffzellenantrieb zu einer Option wie auch die Verwendung elektrischer Akkumulatoren. Das tönt unspektakulär. Tröstlich dabei ist: Es gibt unendlich viele alternative Themen innerhalb der Landwirtschaft, denen zu widmen es sich lohnt. Doch das Idealisieren guter, alter Zeiten wird uns nicht weiterbringen. So schön und archaisch das Bild eines Gespanns vor dem Pflug auch anmuten mag: Zur damaligen Realität gehörte ausgesprochen Hässliches, wie enge, düstere Anbindeställe, wie Kreuzschlag, Kummertdruck und Dämpfigkeit. Genau so wie stinkende, qualmende Bremsenkessel, die aber nicht immer verhindern konnten, dass von Rossbremsen gepeinigten Pferdegespannen samt Heuwagen durchgingen und trau-

matisierte Bauern(-kinder) hinterliessen. Noch schädlicher als idealisierte Vorstellungen über vergangene Epochen sind aber die daraus destillierten, vom Durchschnitt der Bauern jedoch nicht umsetzbaren Maximalforderungen. **Egal, ob es um Kuhhörner in Laufställen, Zugpferde als Alternative zu Verbrennungsmotoren oder um Wolfsrudel in landwirtschaftlich genutzten Gebieten geht: Ökorumantische Projektionen von Städtern treiben manchen Bauern letztendlich in eine resignative Frustration.** Der Kauf von Hightech-Traktoren, die doppelt bis dreimal schwerer sind, als dies nötig wäre, kann auch kompensatorisch motiviert sein – analog zu all den 2,5 Tonnen schweren Offroadern auf den Strassen und in den Städten. ●

Chronisch müde?

www.bio-strath.ch



Alkoholgehalt: 32% vol.

Strath®
Rekonvaleszenz Tropfen

Idealismus im Kleinen, Desillusionierung im Grossen

Hansjörg Schneebeli ist überzeugter Biobauer, Tüftler und Pionier nachhaltigen und effizienten Umgangs mit Energie in der Landwirtschaft. Und seine Bilanz ist ziemlich ernüchternd.

Markus Schär. Sucht man nach Bauern oder Bäuerinnen, die versuchen, die weitgehende Abhängigkeit ihrer Höfe vom Erdöl zu verringern und dennoch Lebensmittel an Grossabnehmer zu liefern, hat man es schwierig. Der Siegeszug der Mechanisierung und der Chemisierung in der Landwirtschaft hat seit der Nachkriegszeit viele Höfe erfasst und sie zu erdöl- und elektrizitätsabhängigen Betrieben gemacht. Immerhin: Im Biolandbau dürfen keine chemisch-synthetischen Pestizide und Dünger verwendet werden – deren Herstellung braucht zum Teil viel Energie. Grosse dieselschluckende Traktoren sind allerdings heute auch im Biolandbau häufig. Ein Biobauer, dessen Kreislaufdenken und -handeln die Energieflüsse auf dem Hof mit einbezieht, ist Hansjörg Schneebeli. Der Biobauer und Präsident der Biofarm Genossenschaft hat zusammen mit seiner Frau Uschi in Obfelden während 30 Jahren einen Hof bewirtschaftet, der zwanzig Hektaren umfasst und heute von Sohn Fabian und seiner Frau geführt wird. Die Betriebszweige sind Ackerbau, Mutterkuhhaltung, Junghennenaufzucht, Pilzzucht, Direktvermarktung und Catering.

Als ich an einem grauen Samstag anfangs März auf dem Hof der Schneebelis eintreffe, sind Uschi und ihr Sohn Fabian gerade dabei, Gestelle mit Stroh zu füllen. Uschi impft das Strohs substrat mit Getreidekörnern, die mit Pilzmyzel bewachsen sind. Durch die Löcher in der Plastikaukleidung werden schon bald kleine Austernpilze wachsen. Hansjörg hat sich kürzlich den Arm gebrochen und ist bei seiner Mitarbeit auf dem Hof eingeschränkt – was allerdings dem fragenden Gast zugute kommt, da sich Hansjörg viel Zeit für ihn nehmen kann. Nach einem Rundgang auf dem Hof wenden wir uns der Küche zu, wo es erst mal Energie in Form von Tee, Kaffee und Kuchen gibt.

«Fast niemand macht den Weg bis zu sich zurück»

Eben, die Energiefrage und die Landwirtschaft – Hansjörg erachtet dieses Thema als ver-



Fabian, Uschi und Hansjörg Schneebeli vor dem Maistrocknungsgestell. Foto: Markus Schär

drängtes Problem: **«Dem Energieverbrauch, etwa in Form von Diesel, der die Traktoren antreibt, wird in der Landwirtschaft zu wenig Beachtung geschenkt. Das wird quasi als gottgegeben betrachtet.»** Auch wenn in letzter Zeit viel über pfluglosen Ackerbau geredet werde: Er zweifle stark daran, dass die bei der reduzierten Bodenbearbeitung eingesparte Energie so stark ins Gewicht falle, wie dies dargestellt wird. Die Energiebilanz sei oftmals unvollständig, weil beispielsweise zum Vernichten einer Kunstwiese mehrere Arbeitsgänge nötig sind und während dieser Zeit ja nichts wachsen soll. Deren Konsequenzen auf das Bodenleben und auf die Energie- beziehungsweise Humusbilanz des Bodens würden kaum je berücksichtigt.

Aber eigentlich hat der Biobauer zum Thema Energie und Landwirtschaft Interessanteres aus eigener Praxiserfahrung zu berichten. Er kann aus einem grossen praktischen Fundus schöpfen, den er sich im Laufe der Jahre aufgrund seines Tüftelns mit Energietechnik auf dem Hof angeeignet hat. Woher überhaupt rührt sein Interesse am Thema Energie? Die Antwort kommt unverzüglich: «Exxon Valdez. Als dieser Tanker 1989 vor Alaska havarierte und eine der grössten Umweltkatastrophen der

Seefahrt auslöste, hat es mich genervt, dass die ganze Welt einen Aufschrei gemacht hat, wie schlimm das sei, und dass das doch nicht passieren dürfe. Aber fast niemand machte den Weg bis zu sich zurück. Wenn man will, dass das nicht passiert, dann darf man kein Erdöl mehr verbrauchen. Das war der Hintergedanke.» Daraufhin hätten er und seine Frau versucht, so viele Erdölprodukte wie möglich von ihrem Hof zu verbannen. «Das wurde zu einem Grundsatzziel», erklärt Hansjörg. Wo und wie wird denn auf dem Hof der Schneebelis konkret Energie gespart und Erdöl ersetzt?

Maistrocknung mit natürlicher Umgebungsluft

Bereits von weitem fragt sich der neugierige Fussgänger, der sich dem Hof der Schneebelis nähert, welche merkwürdige Installation da zwischen Feld und Weg mitten in der Landschaft steht. Am Objekt der Neugierde angelangt, erblickt man im langegezogenen, überdachten Gestell aus Holz und Drahtgitter lauter Maiskolben. Eine Tafel klärt auf, was das soll: *Maistrocknungsgestell. In dieses Gestell füllen wir Ende Oktober unsere Maiskolben. Bei der Ernte hat Mais in unserem Klima noch etwa 35% Wassergehalt und ist deshalb nicht lagerfähig. Dieses Wasser wird normalerweise mittels Wärme (...) den Körnern [entzogen].*

In den nächsten Monaten trocknen bei uns Wind und Kälte die Körner auf die erforderlichen 14% Wassergehalt. Damit sparen wir pro Jahr etwa 2000 Liter Heizöl. Im April dreschen wir die Kolben. Aus den Körnern macht die Biofarm Genossenschaft in Kleindietwil grobes Maisgries (Bramata) und verkauft dieses in den Bioläden in der Schweiz.

Hansjörg erzählt, wie es zu diesem Lufttrocknungsgestell kam: «Wenn man den Grundgedanken verfolgt, dass man möglichst wenig [Erdöl] verbrauchen will, dann filtert man alles, was man so hört, nach diesem Kriterium. Der Impuls für das Maistrocknungsgestell kam von einem Kollegen, der das in Frankreich gesehen hatte.» Der von dieser Idee angetane

Biobauer schaute sich um und fand heraus, dass ein grosser Betrieb in der Gegend auch ein solches Maistrocknungsgestell hatte. Hansjörg informierte sich da. Ja, es funktioniere, wurde ihm gesagt, wenn auch mit einem gewissen Arbeitsaufwand beim Einfüllen und Entleeren. Diesen Nachteil nahm Hansjörg in Kauf, und so stand zwei Jahre später ein Maistrocknungsgestell auch bei den Schneebelis am Feldrand. Das natürliche Trocknungsverfahren sei in etwa kostenneutral: Der Arbeitsaufwand, den das Füllen und Entleeren des Gestells brauche, entspreche den Kosten, die bei der künstlichen Trocknung anfallen würden. «Und dann haben wir noch das gute Gefühl, dass wir Heizöl gespart haben», ergänzt Hansjörg.

Allerdings wird das natürliche Trocknungsverfahren am Feldrand durch die DON-Messwerte, die die Belastung des Maises mit Mykotoxinen¹ angeben, in Frage gestellt. «Seitdem diese DON-Werte bestimmt werden, haben wir ein Problem, weil wir im Mais tendenziell höhere DON-Werte haben, als andere Maisproduzenten. Das könnte damit zusammenhängen, dass sich der Pilz womöglich im Maistrocknungsgestell noch weiterentwickelt.» Allerdings sei dies bislang nur eine Vermutung. Um dem Grund für die relativ hohen DON-Messwerte auf die Schliche zu kommen, hat Hansjörg mit Agroscope Kontakt aufgenommen. «Im schlimmsten Fall wäre es so, dass unsere energetisch optimierte Lösung stirbt, weil man im Labor neuerdings etwas nachweisen kann, das es früher zwar auch schon gab, das aber niemanden interessierte, weil man es nicht kannte.» Der erfahrene Maisbauer kann sich aber auch vorstellen, dass das Problem in der offen abblühenden Maisorte gründet, die er seit fünf Jahren selber nachzieht.² Aufgrund der grösseren genetischen Vielfalt hat es bei dieser Zuchtmethode im Gegensatz zur Hybridzucht im Erntegut auch weniger gut entwickelte Maiskolben, die möglicherweise pilzanfälliger sind und so das Ausmass der Mykotoxinbelastung beeinflussen. Vielleicht sei es aber auch einfach die Sorte, mutmasst Hansjörg – und fügt etwas enttäuscht an: «Da hat man eigentlich ein Superprojekt: eine offen abblühende Maisorte, die Lufttrocknung – alles super. Und dann kommt plötzlich aus dem Labor ein Bericht, der besagt, die DON-Werte seien relativ

hoch. Zwar nicht zu hoch, aber doch höher als bei anderen Maisproduzenten.»

Altes Frittieröl als Treibstoff für Traktoren

Ein anderes energetisches Experimentierfeld von Hansjörg bestand darin, die Motoren seiner Traktoren vom Kraftstoff Diesel auf gebrauchtes Frittieröl umzubauen. Irgendwann kam ihm zu Ohren, dass Willi Mahler, Seniorchef der Traktorengarage in Obfelden, an einem Pflanzenölmotor herumtüttele. «Da bin ich zu ihm gegangen und habe gesagt: «Du Willi, ich habe gehört, dass du an einem Pflanzenölmotor arbeitest». Er sagte: «Ja, schau, da hinten: Dieser Zweitakter, der läuft schon, hat aber noch ein paar Kinderkrankheiten». Da sagte ich: «Du, sobald du dann damit fertig bist, bauen wir bei mir einen Traktor um.»» Der Mechaniker habe sich über das Versuchskaninchen gefreut, und so wurde ein erster Traktor auf Antrieb mit Frittieröl umgebaut. Da sich das Unterfangen als Erfolg entpuppte, liess Hansjörg auch seinen zweiten Traktor umrüsten. Bei beiden handelte es sich um ältere, kleinere Traktoren der Marke Same: der Minitauro Allradantrieb mit 56 PS, Jahrgang 1978, und der Solar 50, Zweiradantrieb, Jahrgang 1990. **«Sie haben natürlich nicht so viel Kraft, wie wenn sie mit Diesel angetrieben würden, aber insgesamt laufen sie bis heute problemlos»**, berichtet Hansjörg. Im Winter wird dem Frittieröl Diesel beigemischt, weil



Fabian auf dem mit altem Frittieröl angetriebenen Same Minitauro. Foto: Markus Schär

Frittieröl bei Temperaturen unter 10° Celsius Flocken bildet und die Filter verstopft. Da die Traktoren im Winter kaum zum Einsatz kommen, beläuft sich der Dieserverbrauch dafür auf nur etwa 20 bis 30 Liter. Das gebrauchte Frittieröl für die Traktoren beziehen die Schneebelis direkt vom Restaurant im Dorf. Es wird nur gefiltert und ist ohne weitere Umwandlungsprozesse als Kraftstoff verwendbar.

Weil der Minitauro langsam ins Alter kam, zu wenig PS für die genossenschaftlich genutzten Maschinen hatte, und weil Hansjörg mit dem Frontmähbalken Gras mähen wollte, kaufte er 2002 als dritten einen 80 PS starken Traktor, den Same Dorado 85. Der Umbau dieses Traktors wurde durch die Hochschule für Technik in Windisch begleitet. «Vom Zylinderkopf an aufwärts wurde ein neuer Aufbau gemacht, mit speziellen Einspritzdüsen und speziellem Brennraum – alles nach Mass. Aber leider hat es bei diesem Traktor nicht funktioniert.» Das Problem seien die Kolbenringe gewesen. «Fast jedes Jahr mussten wir eine Totalrevision machen, weil die Leistung von 70 PS auf 30 PS abgefallen ist, und damit konnten wir nicht mehr ackern.» Dieser Traktor wurde deshalb nach vier Jahren wieder auf Dieselantrieb zurückgebaut.

Strom aus Sonnenenergie

Auf den Dächern der alten Scheune und der Remise wandeln Solarzellen das Sonnenlicht in elektrische Energie um. Die Abhängigkeit von Atomstrom war den Schneebelis ein Dorn im Auge. «Wir waren schon immer gegen AKWs. Und dann habe ich mir gesagt: Nur gegen AKWs zu sein, das reicht nicht – man muss auch etwas tun.» Der energiebewusste Biobauer interessierte sich für die Fotovoltaik: **«Ich fand immer schon, dass wir aus der Sonnenenergie, die uns gratis zur Verfügung steht, mehr machen müssen.»** Nicht ganz gratis sei allerdings der Bau der Anlage Anfangs der 1990er Jahre gewesen, als die Technologie noch deutlich teurer war als heute. Hier hat ein unverhoffter Umstand den Schneebelis geholfen: Im Jahr 1991 stellten sie ihren Hof auf Bio um. Kurze Zeit später startete der Kanton Zürich ein Förderprogramm für die biologische Landwirtschaft. Die Umstellungsbeiträge wurden auch rückwirkend ausbezahlt, sodass die Schneebelis unverhofft in den Genuss

¹ Mykotoxine sind giftige Stoffwechselprodukte von Schimmelpilzen.

² Die ist mit einem beträchtlichen Aufwand verbunden: Auf einem Teil des Feldes werden bei den kleineren Pflanzen kurz vor dem Blühen die Fahnen (männliche Bestäuber) weggeschnitten. So bleiben nur normale bis grosse Bestäuber übrig. Kurz vor der Ernte gehen die Schneebelis durch diese Maisreihen und ernten die schönsten, reifen Kolben von gesunden Pflanzen von Hand – als Saatgut für das nächste Jahr.



Die alte Scheune mit der Solaranlage.

Foto: zvg

von Geldern kamen – «das war dann der Grundstein für unsere Solaranlage», erzählt Hansjörg. Zwar sei ihre Anlage verglichen mit dem heutigen Stand der Technologie weniger effizient, doch laufe sie immer noch und sei unterdessen amortisiert. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die Schneebelis ihren Solarstrom seit 1998 an der von den Elektrizitätswerken des Kantons Zürich betriebenen Solarstrombörse verkaufen können – zu einem damals sehr guten Preis, da die Nachfrage gross, das Angebot jedoch noch gering war. In diesem Bereich hat sich der Pioniergeist von Hansjörg auch auszahlt: «Das gibt einem auch ein gutes Gefühl, dass es mit der Solaranlage finanziell aufgegangen ist. Aber gewusst haben wir das natürlich nicht, als wir sie gebaut haben.»

Wärme und Strom aus dem Blockheizkraftwerk

Auf dem Hof der Schneebelis werden Austernpilze gezüchtet – eine Nische im Biomarkt. Der Anbau braucht ein gläsernes Pilzhaus, das im Winter auf 14 °C geheizt werden muss. Eigentlich, und dessen ist sich Hansjörg bewusst, ist ein künstlich geheiztes Pilzhaus energetisch fragwürdig, auch wenn teures Isolierglas verwendet wird. Früher wuchsen die Pilze in einfachen Plastiktunnels im Schatten am Waldrand, ohne technischen Schnickschnack, ohne künstliche Heizung oder Kühlung. Die Pilzzucht war eine saisonale Angelegenheit, nur im Frühling und im Herbst eigneten sich die Temperaturen dafür. Die Schneebelis belieferten die Migros während zweier Monate im Frühling und im Herbst – das sei heute abso-

lut unvorstellbar. Der Pilzzüchter reflektiert: **«Im Grunde genommen sind wir in der Pilzzucht vom Ideal weggekommen. Aber die heutige Gesellschaft beziehungsweise der heutige Markt erlaubt einem die Saisonalität im Anbau ja überhaupt nicht mehr.»** Irgendwann habe ein grosser Pilzzüchter, der ganzjährig produziert, das Knospe-Zertifikat bekommen, und dann hätten ihm die Abnehmer gesagt: «Ihr macht es zwar mit Überzeugung, auch weil ihr das Strohs substrat selber herstellt. Aber ihr könnt nicht kontinuierlich liefern.» Da habe man sich halt dazu entschieden, ein beheizbares Pilzhaus zu errichten, da-



Das Blockheizkraftwerk produziert Strom und Wärme aus altem Frittieröl. Foto: Markus Schär

mit die Abnehmer – der Biofachhandel, Coop und Pilzhändler, welche den Gastromarkt beliefern – auch im Winter und im Sommer mit Pilzen versorgt werden können. Um zumindest den hohen Energiebedarf zur Temperaturregulierung des neuen Pilzhauses selber zu decken, kam Hansjörg auf die Idee, ein eigenes Blockheizkraftwerk (BHKW) in Betrieb zu nehmen. Wie schon bei der Traktorengeschichte spielte auch hier der Zufall eine Rolle. «In Obfelden gab es damals eine innovative Firma, die der Zeit voraus war. Die haben für die Industrie, deren Produktion sowohl Strom wie auch Wärme benötigte, grosse Blockheizkraftwerke mit 200-kW-Motoren hergestellt», erzählt Hansjörg. **Das BHKW wollte er aber nicht, wie üblich, mit Heizöl, sondern ebenfalls mit gebrauchtem Frittieröl antreiben.** Hansjörg setzte sich also mit diesen Leuten und Willi Mahler zusammen, und ein an die Anforderungen ihres Pilzhauses angepasstes BHKW mit Pflanzenölmotor wurde gebaut. 1997 konnte es in Betrieb genommen werden. «Am Anfang haben wir den Motor mit einer Leistung von 25 bis 30 kW laufen lassen. Damit war er aber am Limit, und es gab Probleme.³ Heute, wo wir seine Leistung auf 15 bis 20 kW gedrosselt haben, läuft er eigentlich recht problemlos.» Dieser Strom wird auf dem Hof verbraucht, der Überschuss ins Netz gespeist. Hinzu kommen etwa 60 kW in Form von Abwärme, die eben für das Beheizen des Pilzhauses genutzt werden.

Das Blockheizkraftwerk (BHKW)

Ein BHKW basiert auf dem Prinzip der Wärme-Kraft-Koppelung. Als Antrieb dient meist ein Verbrennungsmotor, der einen Generator antreibt, welcher Strom produziert. Bei einem BHKW fällt zirka 25 Prozent der Primärenergie in Form von Strom an, mit etwa 65 Prozent der Primärenergie wird Wärme erzeugt.

Die Hauptwärme wird bei der Wasserkühlung des Motors gewonnen. Die Abgase gehen durch einen Wärmetauscher hindurch, wo ihnen die Wärmeenergie soweit entzogen wird, dass sie gerade noch durch den Kamin entweichen. Der Gesamtnutzungsgrad eines BHKW ist besonders bei Wärmeenergie benötigenden Produktionsverfahren sehr gut.

³ Im schlechtesten Jahr musste der Motor zweimal ersetzt werden, was für die Familie eine grosse finanzielle Belastung bedeutete.

Für den Antrieb des BHKW werden im Winterhalbjahr etwa 15 000 bis 20 000 Liter gebrauchtes Frittieröl verwendet. Dieses beziehen die Schneebelis bei der Firma Züger, die im grossen Stil Frittieröl aus dem Gastrokanal übernimmt und grob reinigt. Zu Beginn machte sich das BHKW wirtschaftlich bezahlt – der Kaufpreis für das alte Frittieröl war billig, der Einspeisepreis für Alternativstrom relativ gut. Doch die Preise für gebrauchtes Pflanzenöl zogen in den letzten Jahren an. **«Als wir mit dem BHKW angefangen haben, bezahlten wir für den Liter gebrauchtes Frittieröl 33 Rappen. Heute kostet der Liter mehr als einen Franken.»** Dieser Preisanstieg hat laut Hansjörg insbesondere damit zu tun, dass gebrauchtes Frittieröl heute zum Beispiel in der Zementindustrie ein gesuchter Energieträger sei, der sich dem Erdölpreis angepasst hat. Deswegen sei der Betrieb des BHKW finanziell heute nicht mehr rentabel, stellt Hansjörg ernüchternd fest. Und es bestehe auch keine Chance, mit der bestehenden Anlage in den Genuss von KEV-Fördergeldern⁴ zu kommen, da mit der KEV nur neue Anlagen gefördert werden. Eigentlich wäre es heute schlauer, das BHKW durch eine Holzschmelzeheizung zu ersetzen.

Passive Kühlung

Im Pilzhaus kommen auch ganz einfache Techniken zum Einsatz, um die Temperatur zu regulieren. Im Sommer wird das elektrische Kühlaggregat nur bei Spitzentemperaturen gebraucht. Viel wichtiger ist die passive Kühlung. Ein Vlies auf dem Dach wird automatisch dreimal pro Stunde mit Wasser befeuchtet. Die Verdunstung des Wassers kühlt das Vlies deutlich ab. Ausserdem wird mit der Befeuchtung der Frischluft im Gewächshaus ein deutlicher Kühleffekt erzielt. Im Sommer werden zudem Pilzsorten angebaut, die höhere Temperaturen ertragen – auch dies eine energetische Optimierung. Sohn Fabian hat bereits weitere Energiemassnahmen geplant: Das Pilzhaus soll mit Sandwichplatten bedeckt werden, damit sich dieses im Sommer weniger stark aufheizt. Darauf sollen Solarzellen montiert werden, was die Erwärmung der Sandwichplatten zusätzlich vermindern würde. Die Kühlung des Pilzhauses im Sommer dürfte sich dadurch vereinfachen und weniger Strom verbrauchen.



Die Austernpilze der Schneebelis wachsen auf einem Strohs substrat, das zur Hälfte vom eigenen Hof stammt. Foto: Markus Schär

Ernüchternde Bilanz eines Idealisten

Es gäbe noch einiges mehr über energie-relevante Techniken und Massnahmen auf dem Hof der Schneebelis zu berichten. So werden die Wohngebäude mit einer zentralen Stückholzheizung geheizt und Uschi kocht auf dem Feuer. Das Holz dazu stammt aus dem eigenen Wald, der 4 Hektaren umfasst. Auf dem Hof werden viele Ackerfrüchte angebaut, der Viehbestand ist mit 20 Mutterkühen und Nachwuchs sowie 3500 Aufzuchthennen den 20 Hektaren landwirtschaftlicher Nutzfläche angepasst⁵ – was unter dem Aspekt der Kalorien-effizienz sinnvoll ist. Früher fuhren Schneebelis ein Elektroauto – das sei allerdings finanziell ein «Fass ohne Boden» gewesen, da alle vier bis fünf Jahre die Batterie ausgewechselt werden musste, was jeweils 5000 Franken gekostet hat.

Trotz der erfreulichen Erfolge im Kleinen: **Hansjörg Schneebeli sieht sich mit seinen Ansprüchen, exemplarische Lösungen für die Energieproblematik in der Landwirtschaft zu realisieren, als gescheitert. Er bezeichnet sich diesbezüglich als «desillusioniert».** Willi Mahler und er hätten seinerzeit versucht, das BLW vom Pflanzenöltraktor zu überzeugen. Die Idee sei gewesen, dass auf den Höfen vermehrt Ölsaaten, zum Beispiel Raps,

hätten angebaut werden sollen – vielleicht auf 10 Prozent der Fläche. In den regionalen Sammelstellen hätten die Ölfrüchte gepresst werden können. Nebst dem Pflanzenöl als Treibstoff wäre in Form des Presskuchens auch Viehfutter angefallen. Doch die Pioniere hatten bei BLW keine Chance. Hansjörg ist überzeugt, dass damals eine Chance vergeben wurde, einen Innovationsschub mit Pflanzenölmotoren zu initiieren. Auch hätten die Motoren- und Traktorenfirmen kein ernsthaftes Interesse daran gezeigt, den Pflanzenölmotor zu entwickeln und in die Massenproduktion zu schicken – «weil das Geschäft anderswo läuft, und das für sie eine viel zu kleine Nische war», ist Hansjörg überzeugt. Die heutige Traktorengeneration könne nicht mehr auf Pflanzenöl umgerüstet werden – die Idee sei überholt, weil die neuen Motoren auf Elektronik und Hochpräzisionstechnologie, beispielsweise auf *Common-Rail*-Einspritzanlage und Mehrlocheinspritzdüse, basieren, was den Einsatz von relativ zähflüssigem und nicht absolut gleichförmigem Pflanzenöl als Treibstoff nicht erlaube.

Dennoch sieht Hansjörg einen Sinn in seinen energietechnischen Unterfangen: **«Man kann solche Sachen auch einfach aus Idealismus ausprobieren – da entsteht ja Wissen, und irgendwann braucht man das dann womöglich».** Und als Nebennutzen resultiere auch das gute Gefühl, etwas getan zu haben. Sie hätten das Glück gehabt, dass es auf dem Hof wirtschaftlich relativ gut gelaufen sei, was die Möglichkeit eröffnet habe, den Idealismus in solchen Projekten ausleben zu können, sinniert Hansjörg. Aber im Grossen werde sich erst etwas bewegen, wenn sich die Preisverhältnisse völlig ändern. «Eine Wende ist nur möglich, wenn der Liter Diesel fünf oder zehn Franken kostet.» Die Feststellung, dass jede Kalorie, die wir in Form von Lebensmitteln wachsen lassen, zuerst in Form von Erdöl in die Landwirtschaft hineingebuttert werden muss, sei zwar besorgniserregend. Aber die Landwirtschaft, so der Biobauer, sei diesbezüglich kein Sonderfall. «Wir im Westen leben in einer unvernünftigen Welt, die energiemässig völlig aus dem Ruder läuft. Und es ist nicht rentabel, das in den Griff bekommen zu wollen. Hoffnung gibt mir einzig, dass Wind- und Solarstrom billiger als Atomstrom werden, wenn man die Rechnung zu Ende führt.» ●

⁴ Die kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) ist ein Instrument des Bundes, welches zur Förderung der Stromproduktion aus erneuerbaren Energien eingesetzt wird. Die KEV deckt die Differenz zwischen Produktion und Marktpreis und garantiert den Produzentinnen und Produzenten von erneuerbarem Strom einen Preis, der ihren Produktionskosten entspricht.

⁵ Der Hof weist 1.35 Düngergrossvieheinheiten pro Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche (DGVE/ha LN) auf.

Bedingungsloses Grundeinkommen und Landwirtschaft

Die Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen ist Mitte Januar dieses Jahres mit 70 000 Unterschriften in die zweite Hälfte der Sammelfrist gestartet.¹ Die Initiative will durch die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens «der ganzen Bevölkerung ein menschenwürdiges Dasein und die Teilnahme am öffentlichen Leben» ermöglichen. Ein existenzsicherndes Grundeinkommen für alle, bedingungslos, also ohne Gegenleistung – was könnte dieser Gesellschaftsentwurf des 21. Jahrhunderts für die Bauern und Bäuerinnen und für die Entwicklung der Landwirtschaft in der Schweiz bedeuten?

Sandra Ryf.² Es ist eine einfache Idee: Jeder Mensch soll von der Gesellschaft monatlich einen Betrag erhalten, der zum Leben auf einem bescheidenen, aber existenz- und teilhabesichernden Niveau ausreicht. Dieses Grundeinkommen würde nicht zum bestehenden Einkommen hinzukommen, sondern wäre der bedingungslose Teil davon. Es würde also in ein bestehendes Einkommen hineinwachsen. Als Richtwert schlagen die InitiantInnen bei den heutigen Wirtschaftsverhältnissen in der Schweiz einen Betrag von 2500 Franken pro erwachsene Person und Monat vor. Für Kinder wäre ein Teilbetrag denkbar: ein Viertel des Grundeinkommens einer erwachsenen Person vielleicht, oder abgestuft nach Alter. Mit der Sicherheit dieses bedingungslosen Einkommens soll jede Person entscheiden können, ob sie wie bisher in ihrem Job weiterarbeiten will (mit dem gleichen Einkommen, davon aber 2500 Franken bedingungslos); ob sie weniger Erwerbsarbeit machen und dafür anderen Engagements mehr Zeit einräumen will; oder ob sie eine Arbeit tun will, die sich heute geldwirtschaftlich nicht «rentiert», oder die bisher nicht als «Arbeit» anerkannt war, weil sie nicht bezahlt war.

Ebenso wie in allen anderen Arbeits- und Gesellschaftsbereichen könnten sich in der Landwirtschaft durch dieses neue Einkommensmodell im guten Sinne Perspektiven eröffnen. Im Folgenden wollen wir untersuchen, was es finanziell und strukturell für die Landwirtschaft und für die einzelnen Höfe bedeuten könnte, wenn die Bauern und Bäuerinnen, wie

der Rest der Bevölkerung auch, ein bedingungsloses Grundeinkommen erhielten.

Geld oder Leben

Das landwirtschaftliche Einkommen eines Betriebs besteht heute aus dem Nettoertrag der verkauften Produkte und aus den Direktzahlungen für Leistungen, die an bestimmte, zunehmend ökologische Bedingungen geknüpft sind. **Mit dem bedingungslosen Grundeinkommen würde nun eine dritte Grösse ins Gesamteinkommen einfließen, die die Existenzsicherung unabhängig von den Lebensumständen der BewirtschafterInnen und von der Rentabilität der Betriebe garantieren würde.** Betriebe, die heute mit weniger als 30 000 Franken Jahresverdienst pro erwachsene Person auskommen müssen (2500 Franken pro Person und Monat), hätten mit dem Grundeinkommen mehr Geld zur Verfügung als heute. Das sind schätzungsweise nicht wenige, liegen doch die durchschnittlichen landwirtschaftlichen Einkommen von mehr als der Hälfte aller Betriebe bei unter 45 000 Franken pro Jahr.³ Das reicht kaum für den Lebensunterhalt einer vier- oder fünfköpfigen Familie; viele sind deshalb auf einen ausserlandwirtschaftlichen Nebenerwerb angewiesen.

Gehen wir nun vorsichtig geschätzt davon aus, dass auf einem Bauernhof in der Schweiz zwei Erwachsene und ein Kind leben,⁴ so würde dies bedeuten, dass an diese Familie 67 500 Franken Grundeinkommen ausbezahlt werden. Für manche wird dies mehr sein, als sie heute sogar mit einem zusätzlichen Nebenerwerb er-

zielen können. Für andere wird sich gar nicht so viel ändern, denn wie oben erwähnt, kommt das Grundeinkommen nicht zum Erwerbseinkommen dazu, sondern wächst in dieses hinein. Ein Anteil des Erlöses aus dem Verkauf der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und der Direktzahlungen würde vom Staat abgeschöpft, um zur Finanzierung des Grundeinkommens beizutragen. Den eigenen Grundeinkommenssockel hat aber jede Person auf sicher. **Das Landwirtschaften müsste sich folglich etwas weniger ums Geld drehen als heute. Man könnte auch sagen, für den Lebensunterhalt sei gesorgt, und ihre Lebenszeit gestalten die Bauern und Bäuerinnen so, wie sie es immer getan haben – oder ein bisschen anders.** «Der Markt», das Diktat der Abnehmer und der Zwang zur Produktivitätssteigerung wären nicht mehr so erdrückend; die ProduzentInnen hätten gegenüber den Zwischenhändlern mehr Verhandlungsmacht – genauso, wie in der Gesamtgesellschaft zum Beispiel auch die Angestellten den Arbeitgebern gegenüber weniger ausgeliefert wären.

Der «Strukturwandel» ist primär einkommensbedingt

Seit dem Jahr 2000 hat die Anzahl der bäuerlichen Betriebe um fast einen Fünftel abgenommen – von 70 500 im Jahr 2000 auf gut 57 500 im Jahr 2011. Damit einher ging auch der Arbeitsplatzverlust von rund 40 000 Beschäftigten in der gleichen Zeitperiode. Betroffen waren besonders die Kleinbetriebe: Fast 13 000 Höfe mit weniger als 15 Hektaren gaben auf,

¹ Unterschriftenbogen der Initiative können bestellt werden unter www.bedingungslos.ch.

² Die Autorin ist gelernte Restauratorin und Korrektorin, arbeitet u.a. in einem Bioladen und war schon z'Alp. Sie engagiert sich bei der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen.

³ Alle aufgeführten Zahlen sind dem Agrarbericht 2012 des Bundesamts für Landwirtschaft (BLW), dem Grundlagenbericht 2011 der Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon (ART) oder der Isopublic-Studie zur Situation der Frauen in der Landwirtschaft, die BLW und ART für den Agrarbericht 2012 in Auftrag gegeben haben, entnommen.

⁴ Die Anzahl Personen, die durchschnittlich auf einem Hof leben, werden in sogenannten «Verbrauchereinheiten» angegeben. Eine «Verbrauchereinheit» bezeichnet eine Person ab 16 Jahren; jüngere Kinder sind mit einem entsprechend abgestuften Umrechnungsfaktor in dieser Zahl enthalten. Der Grundlagenbericht 2011 der Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon gibt den Durchschnitt der «Verbrauchereinheiten» auf schweizerischen Höfen mit 3,4 an.

während sich die Anzahl der Betriebe mit 70 bis 100 Hektaren mehr als verdoppelte – von 209 auf 473.⁵ Je nach topografischer Lage, aber auch innerhalb der Regionen, sind die landwirtschaftlichen Jahreseinkommen (Umsatz des Betriebs inklusive Direktzahlungen, abzüglich Sachkosten und Pachtzinsen) sehr ungleich verteilt und reichen von durchschnittlich wenig über 3000 Franken bei den ärmsten 25 Prozent der Betriebe in der Bergregion bis 123 000 Franken bei den reichsten 25 Prozent der Betriebe in der Talregion. Diese Entwicklung hat sich in den letzten Jahren kontinuierlich verstärkt: **Die landwirtschaftliche Einkommensschere zwischen den verschiedenen Regionen, aber auch innerhalb der Regionen ist grösser geworden, genau wie in den übrigen Bereichen der Gesellschaft. Indem das bedingungslose Grundeinkommen allen, unabhängig von ihren Marktmöglichkeiten, ein Auskommen gibt, hebt es den unteren Schenkel der Schere an.** Die Vielverdienenden würden zudem durch ihren höheren Konsum vermutlich mehr zur Finanzierung des Grundeinkommens beitragen.

Wo führt das hin?

Die Tendenz zur Automatisierung und zu vermehrtem Einsatz von effizienteren Maschinen würde mit einem bedingungslosen Grundeinkommen nicht unbedingt gebrochen. Aber: **Maschinen müssten nicht mehr in erster Linie der Intensivierung der Produktion und dem Wachstum dienen, sondern ihrem ursprünglichen Zweck: der Arbeitserleichterung; weniger Schweiß und weniger Schmerzen.** Andererseits könnten mit einem bedingungslosen Grundeinkommen auch kleine Betriebe mit handarbeitsintensiver Nischenproduktion weiter bestehen. Im Berggebiet könnten sich Perspektiven ergeben – nicht nur für die Bauernhöfe, sondern auch für kleine Dorfläden, Molkereien, Bäckereien, Poststellen und nicht zuletzt auch für Schulen; die Abwanderung aus den Bergtälern wäre vielleicht nicht mehr eine so zwingende Entwicklung, wie sie es heute zu sein scheint.

«Würden mit einem bedingungslosen Grundeinkommen denn noch genug Lebensmittel produziert?» Eine schwierige Frage. Sie geht in eine ähnliche Richtung wie die Frage: «Wer würde dann noch arbeiten?», die letztlich jeder Einzelne nur für sich und nicht für alle beantworten kann. Laut einer Studie des deutschen Wirtschaftsmagazins «Brand Eins» (Ausgabe 09/2009) sagten 90 Prozent der Be-



Bäuerinnen und Bauern arbeiten auch, weil sie es gerne tun. Foto: Markus Schär

fragten, sie würden weiter arbeiten, 80 Prozent glauben aber, die anderen würden aufhören zu arbeiten. Es ist möglich, dass die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens zu einer Entschleunigung der gesamten Wirtschaft führen würde. Wohin uns die stetige Beschleunigung führt, wissen wir aber auch nicht so genau. Tatsache ist, dass bereits heute mehr als die Hälfte der gesellschaftlich notwendigen Arbeiten unentgeltlich geleistet wird.

Das Märchen von den Heinzelmännchen

Bei der Berechnung der Standardarbeitskraftfaktoren (SAK), mit denen der Arbeitsanfall auf einem Hof erhoben wird, sind viele Tätigkeiten, die meistens von den Frauen geleistet werden, nicht enthalten. Es werden nur Arbeiten erfasst, die in direktem Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen Produktion stehen. Doch wären die ganzen Betriebsarbeiten unmöglich zu leisten, wenn sich nicht jemand auch ums Waschen, Kochen, Windelwechseln und Putzen kümmern würde, die Buchhaltung machen und den Gemüsegarten pflegen würde – alles notwendige Tätigkeiten, die bei der Standardarbeitskraftberechnung nicht berücksichtigt werden. «Das ist ja überall so, nicht nur in der Landwirtschaft», könnte man sagen. Das stimmt, macht es aber auch nicht besser. Im Agrarbericht 2012 ist erstmals ein Kapitel der Position und Situation der Frauen in der Landwirtschaft gewidmet. Untersucht wurden Fragen der sozialen Absicherung, der Eigentumsverhältnisse, des Einkommens, des ausserlandwirtschaftlichen Nebenerwerbs und der unbezahlten Tätigkeiten. Bäuerinnen haben oft

eine dreifache Belastung: Familien- und Hausarbeit, Betriebsarbeit oder Verantwortung für einen Betriebszweig und ausserlandwirtschaftliche oder paralandwirtschaftliche Arbeiten (Hofladen, Besenbeiz). Eigentumsrechtlich und sozial sind sie oft schlecht abgesichert, was sich bei der jüngeren Generation etwas zu verbessern scheint. Die Mehrheit der Frauen arbeitet auf dem Betrieb als «mitarbeitendes Familienmitglied». Für diesen Teil der Arbeit gelten sie als Nichterwerbstätige, sind nur minimal AHV-versichert und haben keine zweite Säule, meistens auch kein eigenes Konto. Die Mutterschaftsversicherung bringt ihnen nichts, da sie als Nichterwerbstätige keinen Anspruch auf Erwerbsausfallentschädigung haben.

Dabei leisten die Frauen je nach Saison zwischen 71 und 85 Wochenarbeitsstunden. 42 Stunden fallen auf Haushalt, Betreuung und Pflege (Kinder und Angehörige) und Garten, zwischen 20 und 30 Stunden auf Arbeiten in Feld und Stall, andere landwirtschaftliche Tätigkeiten und die Buchhaltung für den Betrieb. Acht Stunden werden durchschnittlich für einen ausserlandwirtschaftlichen Nebenerwerb aufgewendet, zusätzliche drei Stunden für Freiwilligenarbeit. **Die Bäuerinnen krampfen und schuffen und engagieren sich, und offensichtlich ist ihnen der Sinn, den sie in ihrer Arbeit sehen, grössere Motivation als ein Stundenlohn. Ein bedingungsloses Grundeinkommen würde all diesen Arbeiten einen existenzsichernden Boden verschaffen und den Bäuerinnen ein eigenes Konto.** Man kann sich vorstellen, dass in vielen Bauernfamilien die Diskussionen losgingen, warum und auf welche Weise weiter produziert werden soll. Die Frauen wären in diesen Diskussionen – vielleicht nicht im Einzelfall, aber von der wirtschaftlichen Grundlage her – eher gleichberechtigt, wenn sie ein unabhängiges Grundeinkommen hätten.

Wenn wir wollen, können wir

Es ist das grosse Verdienst der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen, dass sie grundsätzliche Fragen zur Definition der Arbeit und zum Sinn des Wirtschaftens aufwirft. Wenn die Initiative zustande kommt, gibt es darüber eine Volksabstimmung. Wer weiss, vielleicht wird sich die Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon dereinst mit den Auswirkungen des bedingungslosen Grundeinkommens auf die schweizerische Landwirtschaft befassen. ●

⁵ Quelle: Grundlagenbericht 2011 der Forschungsanstalt ART

Von zweierlei Äpfeln – produzierten und gewachsenen

Unser Sprachdetektiv Jakob Weiss wirft für einmal einen Blick auf sich selber um zu erklären, was er eigentlich meint, wenn er sagt, eine dem Wesen der Landwirtschaft angemessene Sprache sei uns abhanden gekommen. Zwei Beispiele, die Rede von der «produzierenden Landwirtschaft» und die Bedeutung eines «Apfels», sollen verdeutlichen, wie das Sprechen über Landwirtschaft korrumpiert und sinnentleert wurde.

Jakob Weiss. Hier und da höre ich einen zurückhaltend geäusserten Vorwurf, gelegentlich vernehme ich ihn sogar, ohne dass er ausgesprochen wird. Er geht in diese Richtung: «Du erzählst seit Jahren, dass es eine neue Sprache für die Landwirtschaft braucht. Sag doch endlich, wie sie lauten soll!» Tatsächlich glaube ich, dass falsche Redeweisen – und das heisst immer auch: falsche Denkweisen – der Landwirtschaft mehr Schaden zufügen als schlechtes Wetter, Pestizide oder die Preise im Ausland. Dass es sich bei meinem «Glauben» sogar um etwas Belegbares handelt (jedenfalls mindestens so belegbar wie der Einfluss von Preisen oder Pestiziden), kann die Semiotik aufzeigen. Sie beschäftigt sich damit, wie Zeichen und Sprache unsere Wirklichkeit wahrnehmbar machen oder recht eigentlich herstellen. Ich bin in diesem Fachgebiet aber wenig bewandert, zudem würden wir uns damit auf eine wissenschaftliche Insel begeben und müssten auf dem Weg dorthin und von dort zurück zweimal Über-Setzungen leisten. Stattdessen versuche ich anhand von zwei gängigen Wörtern den Verlust einer der Landwirtschaft angemessenen Sprache einsichtig zu machen.

«Produzierende» Bauern, «produzierende» Landwirtschaft

Der schweizerische Bundesrat, der mit seinem Departement «Wirtschaft, Bildung und Forschung» auch oberster Schirmherr über die Landwirtschaft ist, lobt den neuen Vierjahresplan (die sogenannte AP 14-17): Er sei «ökologischer» und «marktorientierter» als die bisherige Ausrichtung landwirtschaftspolitischer Massnahmen. Damit schlägt er zwei weit weg voneinander kreisende Fliegen ins gleiche Butterbrot. Fall virtuos gemeistert. Doch gegen seine Einschätzung wehren sich die «produzierenden Landwirte», sie halten nichts von den neuen Vorgaben. Die entsprechende Bemerkung

hört man in letzter Zeit häufig: «Ich will ein produzierender Landwirt bleiben.» Was ist damit gemeint?

Der Widerstand dieser «produzierenden» Landwirte richtet sich nicht gegen die erwähnte Marktorientierung, obwohl dieser Begriff für die Landwirtschaft etwa gleich viel taugt wie eine Sonnenbrille bei Nacht (darauf müssen wir aber später wieder einmal zurück kommen). **Die Abwehr gilt der Ökologie. Sie behindert in den Augen dieser Landwirte «das Produzieren».** Und der Schritt ist nicht mehr weit bis zum Ausspruch, dass die «Blüemlipuure» doch einfach die hohle Hand machen – anstatt gute Ware zu produzieren, gopfertelli!

Nun, wer möchte nicht jedem einen schönen Ertrag gönnen? Die Frage in unserem Zusammenhang ist aber, welche Art Ertrag wir meinen. Den «produzierenden» Landwirten geht es offensichtlich um möglichst grosse – oder: sich lohnende – Mengen. Ihre Produkte sollen auf der Waage anschlagen. Diesem Ziel ordnen sie ihr Tun und Handeln unter. Das ist ein-dimensional. Und eigentlich so wenig klug und sensibel wie die Anschuldigungen in den 1980er Jahren, alle Bauern seien Umweltverschmutzer und produzierten (subventionierte) Überschüsse. Da lag für einen Moment der Fokus ebenfalls sehr einseitig auf den bekannt gewordenen Umweltverschmutzungen, und man lastete den Bauern ihre falschen Bewirtschaftungsformen an, ohne die gesellschaftlichen Gesamtbedingungen genügend ins Auge zu fassen. Heute ist die sich «produzierend» nennende Landwirtschaft wieder auf «Produkte» fixiert und vernachlässigt den Weg ans Ziel: Dass sie bei der Herstellung dieser «Produkte» auch CO₂ in den Himmel und zum Teil immer noch Nitrat ins Grundwasser produziert. Und Lärm und verdichtete Böden und befestigte Feldwege und Lagerhallen und...

Mit diesem Tunnelblick verschliesst sich der

«produzierende Landwirt» dem, was die Landwirtschaft ganz macht und worin ihre Kraft liegt: Natürliche Vielfalt in langen Zeiträumen zu erhalten – und damit die Menschen mit Lebensmitteln zu versorgen.

Durch den verächtlichen Ausdruck «Blüemlipuur» wird alles als nebensächlich abgetan, was nicht dem direkten Nutzen in Form grosser Erträge dient, sei es der Regenwurm, der Nussbaum am Feldrand, die Bodenwelle, die Feldlerche, die Riedstelle – oder manchmal ganz einfach: das Seinlassen, das Nichttun! Der hohe Ertrag ist ja nur vordergründig eine grosse Menge, er bedeutet mehr Geld. Diese Einstellung zwingt dann auch zum permanenten Schielen nach Preisen – was man eben «Marktorientierung» nennt. Dabei kommt es auf das «Produkt» kaum mehr an, es muss sich einfach reichlich aus dem Boden treiben und auf dem «Markt» absetzen lassen. Wie ein Produkt in der Rohstoff verarbeitenden Industrie, wohin der Ausdruck nach wie vor passt.

Heute werden auch von Banken oder Lebensversicherungen «Produkte» verkauft. Sie entziehen sich meinem Durchblick, während ich bei einem Tisch oder Büchergestell mit Freude erkennen kann, dass sich der Designer (früher war es der Schreiner) etwas gedacht hat, und ich unter mehreren produzierten Modellen das mir passende auslesen kann. Ein gewerbliches oder industrielles Produkt ist also etwas aktiv und planmässig Gefertigtes, es erfüllt einen praktischen Zweck. Und wird von Arbeitern, mit Maschinen, hergestellt. Der Bauer hingegen hat es eher wie der Künstler, bei beiden entsteht kein «Produkt». Ein uns gefallendes Bild oder eine Skulptur würden wir nie unter der Bezeichnung «Produkt» erwerben wollen. Auch ein Schauspiel schauen wir uns nicht unter diesem Titel an, auch Filme nicht, selbst wenn diese einen «Producer» haben müssen.

Ganz ähnlich stellt auch der Bauer nicht



Zwei Sorten von landwirtschaftlichem Alltag und zwei Wirklichkeiten, die nicht zusammenpassen.

Fotos: Markus Schär

eine Weizenähre oder einen Salatkopf her, sondern er lässt sie wachsen. Er pflegt und begleitet dieses Wachsen und Entstehen. Am Gras zu ziehen, nützt bekanntlich wenig.

Der Bauer geht auch nicht «arbeiten», wie Arbeiter oder Dienstleister dies tun. Er geht «in den Stall» oder er «geht säen» oder «Bäume schneiden». Dem Bauern geht es wie dem Kunstschaffenden um eine stimmige Qualität und nicht primär um geleistete Arbeitszeit pro Grössen- oder Mengeneinheit. Ein Ölgemälde soll etwas Gefühlses gut ausdrücken, ein Birnbaum soll schön in seine Grösse und Form wachsen. Wem das Bild und wem die Birnen schmecken werden, das wird sich weisen. Vom Gewicht hängt es bei beiden nicht ab.

Fazit: Um eine «produzierende Landwirtschaft» steht es schlecht – ausser die Welt wäre doch nur ein Legokasten. **Wer häufig mit einer aus anderen Lebensbereichen in die Landwirtschaft importierten Sprache spricht, kann die nachhaltige, die den natürlichen Prozessen folgende Landwirtschaft, nicht mehr richtig denken.**

(Übrigens: Sollte der Eindruck aufgekommen sein, meine Formulierungen seien ganz und gar nicht «geschlechtergerecht» ausgefallen, so ist es dem Umstand anzurechnen, dass ich Frauen in diesem Text nicht wirklich «mitmeinen» wollte. Sie produzieren nämlich keine Kinder und sind deshalb mit der Thematik hoffentlich besser vertraut als Männer.)

Zwischenspiel

Mit dem Wort-Beispiel «produzierend» habe ich eine sozusagen kontaminierte Sprechwei-

se betrachtet. Sie passt nicht zu nachhaltiger Landwirtschaft, weil die damit verbundene Denkweise einer dem Bäuerlichen fremden Arbeitswelt entstammt. Es ist vielleicht ähnlich, wie wenn sich eine Psychologin im Vokabular der Feinmechanik ausdrücken würde, oder wie wenn man Politik mit neuromedizinischen Termini erklären möchte. Orientierung und Verständnis können daraus nicht entstehen. Mit dem zweiten Wort-Beispiel möchte ich nun deutlich machen, wie eine zutiefst vertraute und angestammte Sprache ihren Sinn verlieren kann – und kaum bemerkt etwas anderes zu bedeuten beginnt.

Der nicht-produzierte Apfel

Wenn ich mir vergegenwärtige, was ein Apfel ist, dann kommt mir Schritt für Schritt eine ganze Erfahrungswelt entgegen. In meiner Kindheit am Rande Zürichs standen rund um einen nahe gelegenen Bauernhof Dutzende von Apfelbäumen, während die Birnbäume sich in langen Reihen durch die Felder zogen. Äpfel auflesen durften wir eigentlich immer, doch es galt Regeln zu beachten. War das Gras schon zu hoch (wann genau war es zu hoch?) oder eben noch nicht gemäht, hätten unsere Spuren uns handfeste Schelte eingebracht. Wir kannten die Sorten nicht, aber man wusste rasch, unter welchem Baum sich die Äpfel eher als Wurfgeschosse eigneten und wo man sich einen gut schmeckenden aussuchen konnte. Nicht immer waren sie schon reif, selten ganz ohne Tätsch oder wurmige Stelle. Aber irgendeinen essbaren konnte man bestimmt finden, wenn die Lust danach gross genug war. Ende

Februar dann schrumpelten auf den Hurden im Keller mit dem Kiesboden die letzten Lager-sorten vor sich hin, unter ihnen der Lederapfel, der seinem Namen alle Ehre machte. Bis dann irgendwann im Sommer sich jemand an den Klarapfelbaum erinnerte und die Zeit der frischen Äpfel wieder begann.

Im Fach «Biblische Geschichte und Sittenlehre» mussten wir Primarschüler einmal eine eigene sittliche Geschichte schreiben. Ich erfand eine (oder erzählte sie aus einer Vorlage nach?), worin der Hansli, der natürlich der Jakobli war, in eine dargebotene Zeine voller Äpfel griff, um den schönsten herauszuholen, bevor andere Kinder zugreifen konnten. Beim ersten Biss merkte er dann, dass er angefault war. Gerechte Strafe für ungezügelte Gier – ich hatte die damals verbreitete Pädagogik gut internalisiert und bekam bestimmt eine genügende Note. **So war also der Apfel für mich nicht nur eine Frucht, sondern umfasste eine kleine, persönliche Welt von Erfahrungen, die das Erlernen sozialen Verhaltens und moralischer Vorstellungen einschloss.** (So drastisch wie Adam traf mich die Erkenntnis nie, dank kleinerer Regelübertretungen konnte ich mit der Zeit aber doch eine eigene Haltung entwickeln.) Der Ausdruck «Hochstamm» war mir unbekannt, «biologisch» war kein Wort in diesem Zusammenhang, «gesunde Ernährung» kein Thema – es gab einfach Äpfel, und wenn man Appetit danach hatte, holte man sich einen und kehrte auf Umwegen durch den Wald manchmal erst zwei Stunden später wieder heim. Zu gewissen Zeiten mus-

sten wir dann den Erwachsenen beim Auflesen helfen, und einmal im Jahr brachte der Bauer mit dem Ross ein Fuder Mist für unseren Garten. Dort blickten neben jungen Steinobstbäumen auch ein Gravensteiner-, ein Berner Rosen- und ein Glockenapfelbaum ihrer Zukunft entgegen.

Wenn ich nun mehrere Jahrzehnte später mir, dem Jakobli, begegnen würde, er hiesse heute eher Yannick, und seine Mutter hätte zuhause in der Gemüseschublade des Kühlschranks ein Sechserpack Äpfel in Folie gepackt, mit einem Farbcode-Kleber versehen für «säuerlich-süss» (rot) oder «mild» (gelb), aus biologischer Produktion (!) samt Zertifizierungsnummer, angeschrieben mit «Topaz» oder «Gala» und dem Preis, pro Kilo und für die sechs Äpfel separat, und Yannick würde auf dem Kickboard und mit einem farbigen Stengel im Mund in die Unterführung beim Coop herunterfahren, und ich käme gerade aus diesem Coop heraus mit einem Sechserpack Äpfel zuoberst in der Einkaufstasche, und aus irgendeinem Grund verdreht sich jetzt die Lenkstange des kleinen Trottinets, und Yannick prallt in mich hinein, und wir landen beide auf dem Boden, und das Pack Äpfel liegt auch dort, und Yannick hat es nichts gemacht, aber er ist verlegen und merkt, dass mein Schienbein schmerzt und sagt, indem er mir das durchsichtige Paket herüberreicht: «Solche haben wir auch zu Hause» – haben wir uns dann kurz über Äpfel verständigt? Nein, weder über diese konkreten Äpfel, noch über Äpfel an sich. Ich würde den Buben von heute auch nur langweilen, wenn ich ihm erklären möchte, was ein Apfel in meiner Vorstellungswelt ist. Oder richtiger: war. Denn meine Äpfel gibt es trotz Hochstammprogrammen und Pro Specie Rara nicht mehr. Meine Apfel-Wirklichkeit gehört der Vergangenheit an. Die Sorten, von denen ich ass,

gibt es zwar irgendwo noch, ich habe sie später wieder gesucht und zum Teil wieder gekostet. Aber die Äpfel meiner Jugend gibt es trotzdem nicht mehr. Das tönt vielleicht nostalgisch, ist aber nicht so gemeint. Sondern soll einfach begreifbar machen, dass auch «Kartoffel», «Wiese» oder «Bauer sein» verlorene Wörter sind für jene, die sie mit Vorstellungen von früher füllen. **Die bäuerliche Sprache bleibt nahezu leer für alle, die in heutigen Erfahrungsräumen aufwachsen und denken. Und die Landwirtschaft als angenehm ruhige, etwas seltsame Kulisse für ein pulsierendes Wirtschafts- und Freizeitleben wahrnehmen.**

Man kann an diesem Punkt einwenden, dass solche Diskrepanzen im gegenseitigen Verstehen unvermeidlich sind, nicht nur zwischen Generationen oder zwischen unterschiedlichen Berufen. Das Sprachverständnis entwickle sich «logischerweise» entlang den Veränderungen einer Gesellschaft. Das stimmt. Aber genau deshalb bemerkt man die langsam entstehenden Bedeutungsunterschiede oft nicht. Und deshalb gibt es dann auch unbemerkte Missverständnisse, die irritierende Verhaltensweisen (und kaum erklärbare politische Beschlüsse) verursachen. **Alle reden von «Landwirtschaft» und von «Bauern» und ihren «Kühen» und ihrem «Weizen» – und ihren «Äpfeln». Doch die einen sehen darin eine herstellbare Welt (mit markt-orientierten Produzenten am Schalthebel), die andern wissen nicht, wie sie als uneinige Minderheit ihre Vorstellungen einer naturorientierten Agrikultur in der heutigen Gesellschaft lebbar und verständlich machen können.**

Sie haben es schwer, denn je entleerter eine Sprache ist, umso bereitwilliger muss sie gerade opportune Sprechweisen aufnehmen. ●

Dorli Frischknecht-Schauferberger – aus dem Leben einer langjährigen Biobäuerin

Auf dem seit 1972 biologisch bewirtschafteten Lindenhof in Tann hat Dorli Frischknecht zusammen mit ihrer Grossfamilie ihren Lebensmittelpunkt. Die Bäuerin ist Teil der bewegten Geschichte des Möschbergs, der Geburtsstätte des biologisch-organischen Landbaus.

Claudia Capaul. Im kommenden August, wenn der Sommer seinen Höhepunkt feiern wird, wird auch Dorli Frischknecht feiern. Sie wird dann 70 Jahre alt werden. Dankbar darf sie sich fühlen, schaut sie doch auf ein reiches Leben zurück. Wie eine Königin in ihrem kleinen Königreich darf sie froh und glücklich die Ernte ihres Lebens geniessen, zusammen mit ihrem Ehemann Ernst und mit ihren fünf Söhnen, den Schwiegertöchtern und ihren siebzehn Grosskindern. Dorli wurde als Bauerntochter geboren, und Bäuerin wollte sie werden, obwohl sie das Zeug zur Lehrerin gehabt hätte, wie ihr Lehrer meinte. Doch Dorli liebte das Leben in und mit der Natur zu sehr. Sie wurde als fünftes von sechs Kindern geboren, hatte zwei Schwestern und drei Brüder. Ihr jüngster Bruder war hörbehindert. Das gab immer viele Tränen, wenn er wieder von seiner Familie Abschied nehmen musste, um bis zu den nächsten Ferien im Hörbehindertenheim zur Schule zu gehen. Dorlis Elternhaus befindet sich in einem Weiler oberhalb von Rüti im Zürcher Oberland. Als sie zur Welt kam, war Krieg in Europa. Dorli weiss, was Bescheidenheit und Selbstversorgung bedeuten – diese zwei Werte wurden ihr in die Wiege gelegt. Statt der dritten Sekundarschule besuchte sie

die Mädchenfortbildungsschule in Wetzikon, was ein sehr wertvolles Jahr war. Danach machte sie zu Hause ein bäuerliches Haushaltungslehrgang, um anschliessend ein Jahr in Knonau in einer Bauernfamilie mit vier Kindern zu arbeiten. Darauf arbeitete sie wieder zu Hause. Es war ein gutes Zusammenarbeiten mit den Eltern und dem Bruder. Im Winter 1959 waren alle besonders gefordert, als ihr Vater einen sehr schweren Unfall mit einer Kuh erlitt und eine Woche in Lebensgefahr schwebte. In dieser Zeit durfte Dorli aber auch verschiedene Kurse besuchen. Als dann die Liebe in ihr Leben Einzug hielt, und ihr Bruder mit seiner Frau den Hof übernahm, befasste sie sich mit der Gründung ihres eigenen Hausstandes. Sie besuchte den Sommerhalbjahreskurs für Bäuerinnen in Wülflingen.

Kinderreiches Familienglück

Als Dorli sich mit Ernst verlobt hatte, machte sie ihm den Vorschlag, einen Brautleutkurs auf Boldern zu besuchen. Der christliche Glaube war ihr immer wichtig, und sie wollte ihre Beziehung auf eine solide Grundlage aufbauen. Ernst liess sich zu diesem Kurs überreden, was er später nicht bereuen sollte. Sie lernten dort – daran erinnert sich Dorli sehr gut – dass die Frau mit einer

romanischen Kirche zu vergleichen sei. Ihr Inneres sei ein grosser, offener Raum. Habe eine Frau Probleme oder Ärger, bleibe alles darin eingeschlossen. Der Mann hingegen sei vergleichbar mit einer gotischen Kirche mit Seitenkapellen. Habe der Mann Probleme, versorge er diese in einer Seitenkapelle, dann gehe er hinaus und schliesse die Türe ab. Abends, wenn er nach Hause komme, sei dann alles «verraucht», und er verstehe nicht, warum seine Frau immer noch am Ärger kaue. Die Frau könne nicht abtrennen und ausschliessen, sie sei eins mit sich. Dieser Vergleich hat ihnen über Missverständnisse untereinander hinweggeholfen und ihnen gezeigt, wie wichtig «rede miteneand» ist.

Im Oktober 1964 heirateten Dorli und Ernst. Das gemeinsame Leben auf dem Lindenhof in Tann begann. Dorli war damals erst 21 Jahre alt, Ernst 25 Jahre. Seine Mutter war gesundheitlich angeschlagen, und der Vater litt an Hüftproblemen. So war die junge Schwiegertochter auf dem Lindenhof sehr willkommen. Die Eltern und Brüder waren in die Stöckliwohnung gezogen, und Dorli und Ernst wohnten von Anfang an im grösseren Hausteil. Das Badezimmer, der Kühlschrank, das Telefon und die Waschmaschine waren für die gemeinsame Benutzung eingerichtet. In das gemeinsame Brotbacken in der grossen Küche mit dem Kachelofen wurde Dorli von ihrer Schwiegermutter eingeführt. Das waren immer besonders schöne Tage, und auch die Kinder halfen später beim Backen mit.

Im Frühling 1965 bekamen Dorli und Ernst den Hof in Pacht, Eigentümer wurden sie im Jahre 1971. Die Kinder liessen nicht lange auf sich warten und waren eine grosse Freude für alle. Mit 22 Jahren wurde Dorli Mutter ihres ersten Sohnes, er heisst Andreas. Innerhalb von zehn Jahren folgten vier weitere Buben: Peter, Markus,



Dorli Frischknecht vor dem Hotel Mösberg 2013. Foto: Markus Schär

Daniel und Lukas. Dorlis Schwiegermutter hütete die Kleinen gerne, solange sie es vermochte. Doch im Frühling 1976 erkrankte sie so sehr, dass sie pflegebedürftig wurde. Im Sommer darauf erlitt sie gar einen Schlaganfall, und im Herbst 1977 starb sie.

Einen Haushalt mit lauter Männern führen

Im Jahre 1967 hatte Dorli die Bäuerinnen-Prüfung absolviert – was ihr nun zugute kam. Ab Herbst 1976 wurde sie von einer Lehrtochter unterstützt, die das bäuerliche Lehrjahr begann. Dorli war dankbar, dass sie nun zur Bewältigung der grossen Herausforderung im bäuerlichen Haushalt mit all den Männern – neben Ernst, den Buben und dem Schwiegervater war auch ein Lehrling zugegen – eine Hilfe hatte. Von da an hatte Dorli jedes Jahr eine Lehrtochter zur Seite. Fünfzehn Lehrtöchtern durfte sie ihr Wissen weitergeben und empfand dies als eine bereichernde Aufgabe.

In diese Zeit fiel auch der grosse Ausbau der Winde (Dachstock), was mehr Wohnraum, mehr Schlafzimmer und ein eigenes Badezimmer für jeden Hausteil

mit sich brachte. Der Ausbau konnte nur mit grossem Einsatz aller, auch der Knaben, zu Stande gebracht werden, und das Ergebnis ist bis heute sehr erfreulich. Dorli liebte die abwechslungsreiche Arbeit im Haus, aber auch den Jahreskreislauf im Garten und auf dem Feld. Stallarbeit und Melken waren Sache der Männer. Weil ihr Mann Ernst der Meinung war, die Bauern sollten mehr Einfluss auf die Politik nehmen, setzte er sich dafür ein. Er engagierte sich unter anderem als Präsident der Landi Bachtel, im Zürcher Kantonsrat und während acht Jahren als Präsident von BioSuisse. Dorli unterstützte ihn gerne dabei, da sie spürte, dass sich Ernst für die Sache einsetzte und nicht für seinen persönlichen Erfolg – aber es war manchmal auch eine grosse Herausforderung für beide. Im Gegenzug unterstützte Ernst seine Frau und schätzte ihre Arbeit sehr, vor allem ihr Geschick, den Haushalt sparsam und doch fantasievoll zu führen, was sich auch in der Buchhaltung bemerkenswert auswirkte. Ihre Ehe sei wie ein Zweiergespann, sagt Dorli, das eine komme nicht ohne das andere aus, und man müsse

sich fortwährend aufeinander abstimmen, um an ein gutes Ziel zu kommen.

Mehr als ein Sohn wählte auch den Bauernberuf, und im Jahr 1990 heiratete Andreas. Er und seine Frau Regula wohnten nun nebenan und arbeiteten auf dem Hof mit. Nach einiger Zeit durften Dorli und Ernst auch Grosseltern werden und sich herzlich freuen an den Begegnungen mit den Grosskindern. 1994, als Dorli 51 Jahre alt war, gaben sie den Hof ihrem ältesten Sohn in Pacht. Drei Jahre später wurden die Wohnungen gewechselt, und im Jahr 2000 überschrieben Dorli und Ernst ihrem Sohn Andreas und seiner Frau Regula den Hof und wurden Wohnungsmieter und Mitarbeiter.

Von der Bäuerin zur Biobäuerin

An einem Weiterbildungskurs an der Bäuerinnenschule in Wülflingen hörte Dorli von Elisabeth Christen das erste Mal von der Vollkornküche. Sie kaufte sich daraufhin eine Getreidemühle und buk von nun an Vollkornbrot. Ein Erlebnis rüttelte Dorli so auf, dass sie es heute als Schlüsselerlebnis zur Umstellung auf die biologische Landwirtschaft bezeichnet. Einer ihrer Lehrlinge erzählte davon, wie bei ihm zu Hause der nach Mais angebaute Winterweizen im März plötzlich abgestorben sei. Die Rückstände des Herbizides Gesaprim seien noch zu stark für Weizen, nur Kartoffeln könnten das ertragen, sagte der Berater. Da war für Dorli klar, dass sie ihre Kinder nicht mit Kartoffeln grossziehen wollte, die in einem vergifteten Boden gewachsen waren.

1971 bekam sie das «Grüne Gartenbüchlein» von Maria Müller geschenkt. Darin sind die Grundsätze des biologisch-organischen Gartenbaus zusammengefasst. Nach der Lektüre legte Dorli dieses Büchlein erst mal kopfschüttelnd zur Seite. Als dann Ernst im «Jungbauer» vom Mösch-

berg-Kurs gelesen hatte, nahm sie es wieder hervor. Beim zweiten Lesen kam es ihr schon weniger komisch vor. Dorli und Ernst wurden so neugierig auf den Mösberg, dass sie sich im Februar 1972 für einen zehntägigen Kurs anmeldeten. Es war ein grosser Aufwand, die damals drei Kinder unterzubringen und den Hof in gute Hände zu geben. Doch es lohnte sich. Am Morgen gab es jeweils Theorie bei Dr. Müller und bei jungen, praktizierenden Biobauern. «Gesunder Boden – gesunde Pflanze – gesunde Tiere – gesunder Mensch» – auf diesem Grundsatz beruht die Lehre des biologisch-organischen Landbaus. Die zentrale Frage lautete: Wie kommt eine Familie über die Runden, sodass sie später den Hof weitergeben kann? Die Ehrfurcht vor der Schöpfung wurde ihnen nahegelegt, es wurde auch gesungen und gebetet. Am Nachmittag besuchte man jeweils einen Hof, der schon auf biologische Bewirtschaftung umgestellt hatte. Am Schluss forderte Hans Müller sie auf: «Geht nach Hause und schafft Beispiele!»

Auf dem Mösberg kaufte Dorli auch das Büchlein «Was die Bauernfamilie von der neuzeitlichen Ernährung wissen sollte» von Maria Müller, das einem auf gute Art half, die Ernährung nach und nach auf mehr Rohkost umzustellen. Auch vom Säure- und Basen-Ausgleich vernahm Dorli da zum ersten Mal. Sie ist überzeugt, dass diese Ernährungsumstellung eine deutliche Verbesserung ihrer Gesundheit und eine Stärkung ihres Immunsystems bewirkt hat. In der Folge gab es viel weniger Angina und Erkältungskrankheiten in ihrer Familie.

Die Umstellung im Garten empfand Dorli als schwieriger. Ihr Schulwissen musste sie erst einmal auf die Seite legen, das «Bio-

logische» war ihr noch gar nicht vertraut. Sie musste sich erst daran gewöhnen, nicht mehr umzustecken und die Beete immer abzudecken. Später konnte sie es sich gar nicht mehr anders vorstellen. Die innere Überzeugung von Dorli und Ernst war nötig, um diesen «anderen» Weg zu gehen, und sie hält bis heute an. Eine wertvolle Hilfe war die Bekanntschaft von Gleichgesinnten in der Gegend. Jakob und Lisa Koller bildeten eine Biogruppe, die sich im Winter monatlich auf einem anderen Hof traf. Da wurden Erfahrungen über den biologischen Land- und Gartenbau ausgetauscht, Ratschläge gegeben, geplaudert und gelacht. Der Lindenhof wurde dann 1972 gesamtbetrieblich auf biologischen Landbau umgestellt. Am Platz der alten Obstpresse wurde eine Getreidetrocknungsanlage für die Biogruppe gebaut. So konnten Frischknechts den Bioweizen aus ihrer regenreichen Gegend nachtrocknen, bevor er an die Biofarm Genossenschaft geliefert wurde. Der Beitritt zu KAG-Freiland ermöglichte den Direktverkauf des Fleisches der eigenen Tiere.¹ Da der Lindenhof am Dorfrand liegt, hatten schon Ernsts Eltern mit der Direktvermarktung begonnen – früher haben alle Bauern ihr Obst, ihre

Eier und Kartoffeln direkt an die Dorfbevölkerung verkauft.² Dorli und Ernst führten diesen Betriebszweig weiter. Die junge Generation baute schliesslich einen schönen, geräumigen Hofladen, in dem Dorli gelegentlich immer noch aushilft. Seit 1997 bietet der Lindenhof therapeutisches Reiten an, die sogenannte Hypotherapie. Das Pferd wird dabei von Dorli oder von ihrer Schwiegertochter Regula im Freien geführt, der Patient oder die Patientin reitet ohne Sattel, nur mit einer Decke und erlebt so im unmittelbaren Kontakt mit dem Pferd seine Bewegungen und seine Wärme. Muskelverspannungen erfahren Lockerung und Linderung.

Was Dorli besonders Freude macht

Auch eine Biobäuerin, die mit Leib und Seele für ihren Hof und ihre Familie tätig ist, hat ihre Inseln des schöpferischen Tuns. Dorli hat immer schon fürs Leben gern genäht. Es bereitete ihr grosses Vergnügen, Nähkurse zu besuchen oder aus Altem etwas Neues herzustellen. Im Landfrauenverein traf sie sich mit Kolleginnen und tauschte sich über verschiedene Dinge aus, z. B. über das liebevolle Gestalten der Wohnung, was in ihrem Männerhaushalt damals

eher zu kurz kam. An den jährlichen Treffen wurden Themen aus dem Leben aufgegriffen, die den Bäuerinnen Lebenshilfe boten und Freude vermittelten. Auch ein lustiger Spielabend fehlte nie.

Vor gut 20 Jahren begannen die Ferienwochen im Hotel der «Gott hilft»-Stiftung in Seewis, die bis heute alljährlich stattfinden. Dorli ist im Vorbereitungsteam aktiv. Es sei eine Freude zu erleben, wie die zwei Wochen im Prättigau jeweils zu einer Oase der Erholung und der Freude werden – in der Gemeinschaft mit Frauen, die den gleichen Glauben pflegen. Alle Frauen kehren jeweils neu motiviert und gestärkt an ihren Platz zurück.

Gedanken zur Zukunft der Landwirtschaft und des Biolandbaus

Dorli wünscht sich für die Zukunft eine Stärkung der Familienbetriebe. Einerseits würden die kleineren Höfe «wegrationalisiert» und von grossen Betrieben geschluckt. Andererseits würden von der Gesellschaft immer mehr Höfe gesucht für Landdienstler, für Behinderte, für «Schule auf dem Bauernhof», für Hofläden und für Therapien aller Art. Wie das denn aufgehen solle, fragt sich Dorli. Für sie ist der Familienbetrieb immer noch die Keimzelle des Landes, der Schweiz. Bauernkinder seien sehr gefragt als Lehrlinge und als Arbeitskräfte.

Dorli ist es ein grosses Anliegen, der nächsten Generation gesunden und fruchtbaren Boden weitergeben zu können. Der Biolandbau sollte nicht abweichen von seinen ursprünglichen Grundsätzen des geschlossenen Kreislaufes und der Selbstversorgung. Nach Dorlis Wunsch sollten der Biobauer und die Biobäuerin dem grossen Ganzen dienen, das wir auch Schöpfung nennen. ●



Familienfoto der Frischknechts aus dem Jahr 2010.
Von links nach rechts: Dorli, Ernst, Claudia, Rahel, Andreas, Stefan, David, Regula, Sämi (Lehrling), Gabi.

Foto: zvg

¹ Mit dem Aufkommen der bodenunabhängigen Tierhaltung («Tierfabriken») entstand bei KonsumentInnen das Bedürfnis, Fleisch nur noch aus artgerechter Tierhaltung zu kaufen, was damals nur direkt beim Bauer möglich war. KAG-Freiland hat sich für die Vermittlung eingesetzt.

² Das Schlachtvieh hingegen wurde ausschliesslich dem Dorfmetzger geliefert. Milchverkauf ab Hof war verboten.

«Das Evangelium in Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse lesen»

Der Geschäftsführer der Schweizerischen Reformierten Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft SRAKLA und Beirat des Bioforums stellt sich vor.

Lukas Schwyn. Ich schreibe viele Texte. Das gehört zu meinem Hauptberuf, denn schliesslich bin ich Theologe und Pfarrer in einer Landgemeinde im Emmental. Ein Pfarrer schreibt Predigten, Andachten, Gebete, Beerdigungsansprachen und vieles mehr. Er schreibt nicht über sich selbst, sondern darüber, was die Botschaft der Bibel für heutige Lebenssituationen bedeuten könnte. Denn das ist es, was ihn im Innersten umtreibt: wie das Evangelium der Liebe und der Gerechtigkeit in der heutigen Welt so zur Sprache gebracht werden kann, dass es Menschen von heute Kraft und Orientierung gibt.

Und nun bin ich also gehalten, einen Text über mich selbst zu schreiben. Und da ist es eben klar, dass dieser Text damit beginnen muss, dass ich primär und vor allem ein Theologe bin. Das hat schon damit begonnen, dass ich in einem Pfarrhaus aufgewachsen bin und als Junge bald mal nichts anderes als Pfarrer werden wollte. In den 1970er Jahren, als ich dann zu studieren begann, war die Theologie allerdings gar nicht «in». Kollegen meinten, warum ich denn ausgerechnet Theologie studieren wolle, in 20 Jahren gebe es die Kirche eh nicht mehr. Sie lasen fleissig Marx und Engels. Ich habe trotzdem Theologie studiert. **Der Geist der Zeit hinterliess jedoch Spuren in meinem theologischen Denken. Die politische Theologie und die Befreiungstheologie haben mich geprägt und dazu geführt, dass ich das Evangelium nie ohne Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse lesen konnte.** Allerdings spürte ich auch einen starken Drang zur Verinnerlichung des Glaubens. Als ich eine Abschlussarbeit über Mystik schreiben wollte, hat mich mein Professor dann aber mit allen Mitteln davon abgehalten. Diesen Weg konnte ich erst viel später beschreiten. So schrieb ich schliesslich aufgrund meiner Erfahrungen als Werkstudent in einer Fabrik eine theologische Stellungnahme zu «Inhumanitätserscheinungen in der repetitiven Teilarbeit». Diese Arbeit war der Beginn einer langjährigen Auseinandersetzung mit der Arbeitswelt. Nach dem Studium bildete ich mich in Zürich



Foto: zvg

zum Industriepfarrer weiter und übernahm nach einer Zwischenzeit im Pfarramt Ende der 1980er Jahre die Leitung des neu geschaffenen «Amtes für Arbeit und Wirtschaft» der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Nun war ich als Theologe plötzlich in der Wirtschaft angelangt, einer Wirtschaft, die aus theologischer Perspektive doch meist mit Skepsis und Argwohn betrachtet wurde. Die massiv steigende Arbeitslosigkeit in den 1990er Jahren war dann ein erster Schwerpunkt meiner Tätigkeit. Für mich war diese Arbeit eine Arbeit ganz im Sinne des «Dienstes am Nächsten», und **ich war und bin immer noch der Überzeugung, dass sich die Kirche auf die Seite der in der Gesellschaft Benachteiligten stellen muss.** Das gilt übrigens auch im ökologischen Sinn. Eine Zeit lang engagierte ich mich auch politisch aktiv auf der grünen Seite, merkte dann aber bald, dass ich zum «Politiker» nicht geeignet bin. Trotzdem ist die Schöpfungsbewahrung ein Anliegen, das mich immer beschäftigt.

Wer sich als Theologe mit der Wirtschaft auseinandersetzt, und ich bin inzwischen auch Dozent für Wirtschaftsethik an der Berner

Fachhochschule, der kommt nicht darum herum, den ungeheuren Ressourcenhunger unserer Verbrauchs- und Wohlstandsgesellschaften immer wieder mit grösster Sorge zu betrachten. Zwar ist ja das Thema Ökologie und Umweltschutz auch in der Wirtschaft seit langem ein grosses Thema, und es werden von vielen Unternehmen grosse Anstrengungen unternommen. **Aber das Hauptproblem, nämlich der stetig steigende Warenberg und Konsum, die durch den sogenannten Wachstumszwang unvermeidlich scheinen, ist in keiner Weise gelöst.** Die treibenden Kräfte unseres Systems – Beschleunigung, Effizienzsteigerung, Gewinnmaximierung, Wettbewerb, technischer Fortschritt – treiben die Weltwirtschaft voran, während die gestaltende Politik hinterherrennt. Ideologische Fixierungen aller Art bremsen zudem vernünftige Lösungsansätze, die verlangen würden, dass man von seinen fixen ökonomischen Glaubenssätzen abrücke. Das gilt sowohl für «links» wie für «rechts». Und das beschäftigt den Theologen ebenfalls: dass neben den religiösen Fundamentalismen auch die politischen und ökonomischen allgegenwärtig sind. Aber man kann sich nicht mit allem befassen. Und so konzentriere ich mich neben meiner pfarramtlichen Tätigkeit inzwischen auf die Landwirtschaft und auf die Realität, mit der die Menschen in meinem ländlichen Dorf sich auseinandersetzen müssen. Als Geschäftsführer der Schweizerischen Reformierten Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft SRAKLA und als Präsident des Bäuerlichen Sorgentelefon kommen mir nun die Probleme der Bauern und Bäuerinnen immer näher. Was mich besonders dabei beschäftigt ist, dass es innerhalb der Landwirtschaft unzählige Gräben gibt. **Die verschiedenen Auffassungen davon, wie Landwirtschaft betrieben werden soll, spaltet die Bauern und Bäuerinnen in sich feindlich gesinnte Lager. Wie können diese Gräben überwunden werden?** Als Theologe glaube ich immer daran, dass mehr gegenseitige Achtung und mehr Solidarität möglich sind. ●

Bäuerliche Spiritualität

Gedanken der Workshop-Gruppe «Spiritualität und Ethik in der bäuerlichen Landwirtschaft» am Mösberg Gespräch 2013, vorgetragen von Michael Brandenberger.

Jeder Mensch hat eine eigene, subjektive Spiritualität.

Wir sprechen von Höfen, nicht von Betrieben. Ein Hof ist ein belebtes Energieumfeld mit Boden, Pflanzen, Tieren und Menschen. Wir kommunizieren, wir tauschen uns aus in diesem Umfeld – im täglichen Leben, in der täglichen Arbeit und manche auch im täglichen Gebet. Das tägliche Gebet gilt dem Weben des lebendigen Gewandes.

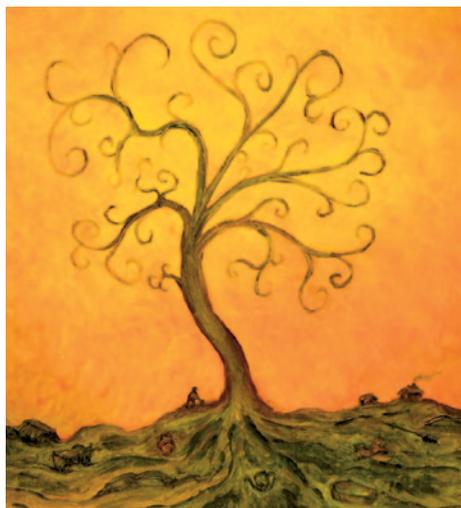
Der Hof ist ein eigenes, kleines Königreich für den Bewirtschafter, die Bewirtschafterin dieses Hofes. Wenn die Gesinnung stimmt, dann helfen uns die unsichtbare Wesen, die den Hof beseelen. Wir wissen nicht, was genau das ist. Es sind vielleicht Zwerge, irgendwelche Wesen. **Es lebt alles, das um uns herum ist, wir sind nie alleine.**

Die Entwicklung der Beziehung zu einem Hof braucht Zeit – das kann man nicht von heute auf morgen erreichen. **Der Bauer und die Bäuerin hegen und pflegen das Land, das ihnen anvertraut worden ist. Sie sind ein Teil vom Ganzen und somit auch verantwortlich dafür.** Den Bauern und die Bäuerin kümmert es, was nach ihnen kommt. Wer von ihren Lebensmitteln bekommt, der oder die soll etwas Gutes bekommen.

Es ist nicht alles machbar, und nicht alles, was machbar ist, ist gut. Der Bauer, die Bäuerin hat etwa die Möglichkeit, Pestizide und Kunstdünger einzusetzen – aber ob das gut ist, ist eine andere Frage.

Einen Hof kann man auch als «Anwesen» bezeichnen. Ein Anwesen ist ein «Heemetli», ist Heimat. Anwesen passt gut zu Anwesenheit. Wenn ich nicht anwesend bin mit Körper und Geist auf dem Hof, habe ich keinen Kontakt mit der Hofpersönlichkeit. Jeder Hof hat eine Hofpersönlichkeit, und diese kann ich als Bewirtschafter, als Bewirtschafterin unterstützen.

Es braucht diejenigen, die es vermögen, nicht nur für sich selber zu arbeiten, son-



«Tree of life» – Der Lebensbaum.

Quelle: Graela auf Flickr

dern auch für das Gemeinwohl. Das hat mit Spiritualität zu tun – ich gebe mich ein. Man sollte schauen, dass es allen gut geht, weil sich auf Kosten anderer zu bereichern letztlich niemandem nützt.

Es darf auch ruhig etwas Geheimnisvolles bleiben, in der Spiritualität. Etwas, das man nicht durchanalysieren kann. Und es müssen auch nicht alle Spiritualität gleich deuten. **Bei der**

Spiritualität aber ist die Dankbarkeit wichtig. Nicht nur beim Ernten, sondern auch sonst. Spiritualität hilft einem beim bewussten Wahrnehmen des Umfeldes, des Hofes – und sei es beim Beenden des Lebens eines Kalbes.

Daraus lässt sich ableiten, dass **ab einer gewissen Grösse ein Leben in Spiritualität gar nicht mehr möglich ist.** Wenn ich also einen riesigen Hof habe, dann kann ich die Spiritualität gar nicht mehr leben, weil ich nicht mehr jedes einzelne Kalb in den Tod begleiten kann, so wie dies gerecht wäre – in Dankbarkeit. Die Mongolen haben aus dieser Einsicht eine Weisheit gemacht: **«Meine Herde kann nur so gross sein, wie mein Herz aufnehmen kann».**

Das Gestalten des Hofes nach eigenen Kriterien – bei jedem subjektiv anders – schafft Schönheit und Wohlgefallen. **Der Anblick des Hofes soll Freude bereiten.** Jeder Hof wird mit der Zeit das Abbild des Bewirtschafters, der Bewirtschafterin.

Eine gewisse Spiritualität lässt sich auch leben, indem man nur soviel erntet, wie ein Hof hergibt, ohne dabei einen Krieg gegen die Natur zu führen. ●

Spiritualität als individuelles Lebensprinzip

Die Diskussion in der Workshop-Gruppe führte mir vor Augen, dass Spiritualität nicht für alle gleich definiert werden kann. Spiritualität hat nichts mit Religion oder Kirche oder esoterischem Hokusfokus zu tun. Die eine Person lebt Spiritualität als solche erkennbar, eine andere lebt sie völlig gleichwertig ohne Anspruch auf entsprechenden Ausdruck.

Wenn wir: beanspruchen, was wir benötigen; uns selbst nicht zu grosse Wichtigkeit beimessen; dankbar und zufrieden sind; mit der Natur und ihren Geschöpfen fair umgehen; die Blumen sehen, den Regen spüren, den Boden riechen, die eigenen Produkte in Wohlgefallen schmecken können; uns selbst wohl fühlen; Schönes gestalten und geniessen; angst- und gewaltfrei lieben, leben und leben lassen, leben wir in Spiritualität.

Für den Bauernstand war so ein Leben bis vor wenigen Jahrzehnten normal und zentral. Für den Fortbestand der Menschheit ist es heute überlebensnotwendig, dass die Bauern und Bäuerinnen sich darauf zurückbesinnen und die Rahmenbedingungen, die dieses Leben ermöglichen, wieder gestalten lernen – oder, wo dies (noch) nicht aus eigener Kraft geht, von der Gesellschaft einfordern.

Michael Brandenberger, Teilnehmer Mösberg Gespräch 2013

Eine «Wissensteilet» der besonderen Art

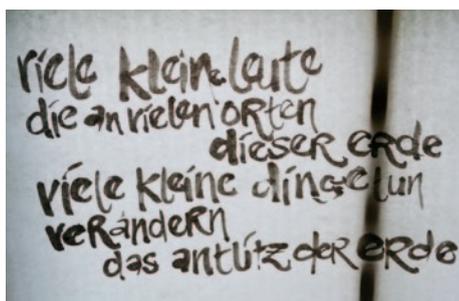
Ein Stimmungsbild vom vergangenen Möschberg Gespräch über bäuerliches Erfahrungswissen.

Markus Lanfranchi. 5 Uhr 30, Schneetreiben vor den Fenstern des Seminarhotels Möschberg. Ein Schneepflug räumt mit lautem Geknirsche die Strasse frei. Um neun Uhr werden die ersten TeilnehmerInnen des diesjährigen Möschberg Gesprächs empfangen. Wer wird wohl der Tagung beiwohnen? Werden neue Bande geknüpft werden können?

Ich stelle noch einige Programmpunkte um und frage mich, ob das traute Gefühl der Verbundenheit aufkommen könne, welches es braucht, um Persönliches auszutauschen. Daniela Weber, die neue Bioforum-Geschäftsführerin, ist scheinbar auch Frühaufsteherin. Zusammen gehen wir nochmals das Programm durch, und bereits kommen die ersten BesucherInnen. Eine junge Frau stampft samt Rucksack den Berg hoch durch den dichten Schnee. Ein älteres Ehepaar sitzt stimmig im «Stüble» des Möschbergs just da, wo vor bald hundert Jahren Doktor Müller «seine» Jungbauern dazu aufrief, «um Himmels Willen etwas Mutiges zu tun». **Da weiss ich: Es werden zwei unvergessliche Tage werden. Dieses Gefühl überstrahlt alle meine Sorgen und Ängste, «ob ächt alles guet» werde.**

Das «Stüble» füllt sich zusehends. Altbekannte begrüssen sich dezent oder überschwänglich, je nachdem, wie die verschiedenen

Fotos: Markus Schär



Lebenswege es einen gelehrt haben. Eine Gruppe junger Frauen, Biolandwirtinnen in Ausbildung, unterhält sich an einem Tisch, man stellt sich und einander vor, eine aufgekratze Stimmung kommt auf. Nun aber los... Nach den Begrüssungsfloskeln teilt unsere Beirätin Claudia Capaul allen Anwesenden eine Karte aus, auf welche wir ein Sprichwort schreiben dürfen. Anhand dieses Sprichwortes stellen wir uns im Plenum vor. Die Vorstellungsrunde gibt herrliche Geschichten der Menschen preis, und alle einander fremden werden zu Bekannten und Freunden.

Die jungen Leute bringen Farbe in das Ganze, mittelalte und noch ältere Bioniere und Bionierinnen aktivieren je nach Lebensentwurf ihre jugendliche oder weise Seite um anzukommen. **So kann ich durchaus sagen, dass die Energie der Jungen zusammen mit der Ruhe der Älteren einen Hauch von Gemeinschaft aufkommen liess, mit der Lebensform der bäuerlichen Landwirtschaft als Gemeinsamkeit. Dies ist das Bioforum, das ich liebe!** Dafür lohnt es sich viermal im Jahr ein «letztes Wort» zu schreiben (und noch ein paar andere Bioforum-Arbeiten zu erledigen).

Herzliche Grüsse aus dem stets sonnigen Süden! ●

Verabschiedung von Werner Scheidegger aus der Redaktionskommission

Werner Scheidegger vorzustellen, braucht man im Kreis und Umkreis des Bioforums kaum jemandem. Und ihn zu verabschieden, ist deshalb beinahe überflüssig, weil er schon «hundertmal» verabschiedet worden ist aus ungezählten Funktionen und Gremien, die für die Sache der Biolandwirtschaft eingestanden sind. Sie vollständig auf- und auszuführen, müsste unweigerlich in eine Scheidegger-«Bio»graphie münden – auf diese warten wir noch. (Es dürfte auch eine Autobiographie sein, lieber Werner!)

Ich bin vermutlich nicht der einzige, der durch Werners Offenheit den Weg zum Bioforum fand. **Offenheit verstanden als aufmerksame Wachheit gegenüber der Welt ausserhalb der eigenen vier Wände und in diesem Fall ausserhalb der eigenen Marchsteine.** Werners Offenheit hat aber nichts mit Beliebigkeit und der leichtfertigen Redeweise «ich bin offen für alles» zu tun. Sie ist gepaart

mit einer Beharrlichkeit und festen Überzeugung, mit Bedächtigkeit. Werner hat damit sehr viel erreicht, nicht zuletzt das Überdauern der Zeitschrift «Kultur und Politik».

Mit 77 Jahren und nach 24 Jahren redaktioneller Tätigkeit zieht sich Werner Scheidegger aus dem Redaktionsteam zurück. Mit eigenen Texten, mit sorgfältigen Kommentaren, mit vielen Anregungen hat er die Zeitschrift zuerst geführt und dann begleitet. **Das jetzige K+P-Team dankt ihm herzlich für seinen unschätzbaren Beitrag und wünscht ihm alles Gute für die neue Reduktionsstufe im Unruhestand.** Gleichzeitig freuen wir uns schon auf seine nächste Wortmeldung, sei es an einem Möschberg Gespräch oder wieder hier in der Zeitschrift.

Jakob Weiss für die Redaktionskommission

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Vom 21. bis 23. Juni 2013 findet in Zofingen der traditionelle Bio Marché statt. Wie gewohnt finden bei dieser Gelegenheit der Biogipfel und die Hauptversammlung des Bioforums statt.

13. Biogipfel

Samstag, 22. Juni 2013, 10.00 bis ca. 12.30 Uhr
Rathaus Zofingen

«Biolandbau: Luxus oder Überlebensstrategie?»

Die Veranstaltung wird in Zusammenarbeit mit SWISSAID organisiert. Nähere Angaben finden Sie in der nächsten Nummer von «Kultur und Politik» und unter www.bioforumschweiz.ch

Hauptversammlung 2013

Samstag, 22. Juni 2013, 14.00 bis ca. 15.00 Uhr
Rathaus Zofingen

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juni 2012
2. Jahresbericht des Interimspräsidenten
3. Jahresrechnung 2012*
4. Wahlen:
 - Erneuerungswahlen Vorstand
 - Wahl eines neuen Präsidenten oder einer neuen Präsidentin. Auch ein Copräsidium ist möglich.**
5. Budget 2013*
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2013/2014
7. Verschiedenes

* Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt.

** Kurz vor der Drucklegung dieses Heftes ist Markus Lanfranchi als Präsident des Bioforums zurückgetreten. Martin Köchli übernimmt bis auf Weiteres das Interimspräsidium.

Der Vorstand des Bioforums Schweiz lädt herzlich zu diesen Veranstaltungen ein.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 68. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Die Geschäftsstelle des Bioforums hat gewechselt

Neu: Daniela Weber

Im Obstgarten 7, 8479 Altikon

Telefon 079 380 31 14

Fax 044 302 89 20

daniela.weber@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Markus Schär, Wendy Peter, Nikola Patzel
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission: Claudia Capaul, Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 079 380 31 14 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:

SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Layout und Druck:

Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 2/13:

15. Mai 2013

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir abonniere/n «Kultur und Politik» und werde(n) automatisch auch Mitglied des Bioforums Schweiz

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Daniela Weber, Im Obstgarten 7, CH-8479 Altikon

AZB CH-8479 Altikon
PP/Journal